

*Meiner lieben - Olga - zur Erinnerung
an den lieben - Gadebuschman: 12. 11. 83.*

W. v. Uexküll.

Petersburg und Gadebusch.

1852—1862.

Erinnerungen

von

Bernhard Freiherr von Uexküll.

Reval, 1885.

Gedruckt bei Lindfors' Erben.

Est. A- 17551

Petersburg und Gadebusch.

1852—1862.

Erinnerungen

von

Bernhard Freiherr von Uexküll.



Reval, 1885.

Gedruckt bei Lindfors' Erben.

Sonderabdruck aus der „Baltischen Monatsschrift“ 1885, Heft 1, 2 und 6.

653648055

Дозволено цензурою. — Ревель, 22-го Мая 1885 г.



I.

Im Herbst 1852 war an mich die Verpflichtung herangetreten, die Verwaltung des grossen, 80 Werst von Petersburg belegenen Fabrik- und Waldgutes Gadebusch zu übernehmen. Diese Verwaltung, die mit ihr verbundenen Geschäfte in der Hauptstadt veranlassten mich, mindestens zweimal im Jahre mich dorthin zu begeben und einige Wintermonate daselbst zu verweilen. Ich hatte seit meiner Kindheit zahlreiche Verbindungen in Petersburg, da meine Eltern seit dem Jahre 1825 die genannte Besitzung bewohnt hatten, ich selbst aber von 1832 bis 1838 im kaiserlichen Lyceum zu Zarskoje Selo erzogen worden war. Ein in Petersburg verlebtes Jahr, das ich im Staatsdienst zugebracht, später öftere Besuche dort und in Gadebusch hatten diese Beziehungen zunächst zwar aufrecht erhalten; wol aber wurden sie sehr in den Hintergrund gedrängt, als mein Lebensberuf mich in Estland fesselte und mehrjähriger Aufenthalt in Deutschland, Frankreich, England und Italien mich anderen Interessen näher gebracht hatte. Meine genauere Bekanntschaft mit petersburger Verhältnissen und Personen stammt demnach erst aus dem mit 1852 beginnenden Zeitabschnitte; aus diesem will ich Erlebtes und Beobachtetes hier erzählen.

Ein wohleingerichtetes Haus in Gadebusch, das mir von meinen Eltern überkommen, und ausserordentlich günstige Verhältnisse für die Jagd in ihren verschiedensten Zweigen erlaubten mir dort lieben Freunden und anziehenden Personen das Vergnügen einer gut organisirten Jagd anzubieten.

Diese Jagden in Gadebusch erfreuten sich bald einer grossen Anerkennung. Die Zahl der wirklichen Jagdliebhaber war damals

in Petersburg eine beschränkte; erst nach der Thronbesteigung Kaiser Alexanders II., angeregt durch des Monarchen grosse Waidmannslust, wollte jeder elegante und vornehme junge Mann auch Jäger sein. Zu der Zeit, von der ich hier spreche, waren nur einige Personen der russischen Gesellschaft wirkliche Jagdliebhaber; hierzu kamen meine baltischen, in Petersburg wohnhaften Landsleute und ganz besonders die Diplomaten. Unter den Mitgliedern des diplomatischen Corps hatte ich genaue Freunde und in ihren Kreisen fand ich Befriedigung meiner Neigung zu politischen Gesprächen und Betrachtungen. Die ländliche Stille, die angenehmen Gemüthsstimmungen nach glücklicher Jagd, die nie sehr zahlreiche, aber vertraute Gesellschaft ermöglichten die intimsten Mittheilungen. So habe ich in Gadebusch am runden Tisch meines Speisezimmers die interessantesten Erzählungen gehört, die interessantesten Gespräche geführt, von denen ich manche zu berichten haben werde, und glaube daher neben Petersburg auch Gadebusch auf den Titel dieser Blätter setzen zu dürfen. Diese Gadebusch'sche Waldeinsamkeit hat nach verschiedenen Richtungen Einfluss gehabt auf meine Beziehungen zur petersburger Gesellschaft und auf die nähere Betrachtung derselben.

Die petersburger Gesellschaft hatte zu Anfang der fünfziger Jahre noch ganz ihren traditionellen, geschichtlich erwachsenen Charakter bewahrt, den Charakter einer Gesellschaft, die in nächster Beziehung zum Hofe und der Regierung stand. Gesprochen wurde fast nur französisch. Der Hof selbst trat nicht so sehr in den Vordergrund, da Kaiser und Kaiserin in diesen Jahren schon wenig Personen am Hofe bei sich sahen und der Kaiser nur ausnahmsweise eine Gesellschaft besuchte.

Auch die Grossfürsten sah man wenig, desto mehr aber die politischen Machthaber. Fast alle Minister, die meisten einflussreichen Personen besuchten die Salons, wodurch diese an Interesse und Bedeutung gewannen. Das zahlreiche diplomatische Corps wies bemerkenswerthe Persönlichkeiten auf. In keiner der Hauptstädte Europas hat dasselbe die ausgezeichnete Sonderstellung eingenommen, wie in Petersburg. Hier genossen seine Glieder allerlei Vorrechte, die ihre Stellung noch angenehmer machten. So war denn damals der Zudrang zu den diplomatischen Posten in Petersburg sehr gross.

Die Gesellschaft war eine sehr ausschliessliche. Man sah in

ihr keinen Banquier oder Grossindustriellen, und erschien vielleicht bei den grössten Festen der eine oder der andere von ihnen, so doch nie eine Dame aus jenen Kreisen.

Während mehrerer Jahre habe ich öfters mit einem guten Bekannten, einem früheren Diplomaten, der jetzt auf seinen Gütern lebt, scherzend festgestellt, dass wir in der petersburger Gesellschaft die einzigen seien, die nicht im Staatsdienste ständen, uns auch nicht zu demselben zählten.

Bald nach dem Regierungsantritte Kaiser Alexanders II. änderte sich der Charakter der Gesellschaft nach verschiedenen Richtungen. Geld und Geldinteressen nahmen eine Stellung ein, die ihnen früher nicht eingeräumt wurde; die Träger solcher Interessen wurden willig aufgenommen, ja aufgesucht; die Gebundenheit, damit aber auch das Exklusive der Gesellschaft verlor sich, und selbstverständlich verschwand damit ein Theil des Reizes, den sie den Theilnehmern bot. Viele Personen, die sie früher besuchten, zogen sich aus ihr zurück, und während sich die Kreise erweiterten, wurde die Gesellschaft entschieden kleiner. Die Fürstin Kotschubei sagte mir in den sechziger Jahren, sie könne keinen Ball mehr geben, zu dem alle Räume geöffnet wären, die Gesellschaft wäre dazu nicht zahlreich genug, und doch müsse sie eine Menge Menschen einladen, die man ihr aufgezwungen habe. Das Haus der Fürstin Kotschubei war damals in Petersburg das erste und suchte seines gleichen.

Obzwar nun die Gesellschaft in so naher Verbindung mit Hof und Regierung stand, war doch eine ausserordentliche Redefreiheit Gewohnheit und Sitte. Der Kritik über Regierungsmassregeln war kaum irgend eine Schranke auferlegt, und jeder glaubte sich berechtigt, über einen Minister abzuurtheilen, Regierungsmassregeln zu verdammen, ohne zu einem solchen Verfahren irgend eine Befugnis zu haben. Es kann solches als eine krankhafte Erscheinung bezeichnet werden, die immer weiter gewuchert hat. Aus der eigentlichen Gesellschaft wurde die Krankheit in immer weitere Kreise getragen; in der Presse und in der Literatur, im Club, wie in der Familie war nicht die Prüfung und objective Betrachtung der Regierungsmassregeln, sondern die abfälligste, oft gedankenlose Misbilligung vorherrschend. Dadurch suchte man sich zur Geltung zu bringen, und in den seltensten Fällen war der Urtheilende durch Studium und Kenntnisse zu einem Urtheil überhaupt berechtigt. Die Krankheit ist alt, aber ihre zerstörende Wirkung

wächst immerfort. Nur über den Kaiser Nikolai selbst wurde eigentlich kein scharfes Urtheil verlaublich, wenn man sich auch vertraulich manche Anekdote erzählte, manche Eigenthümlichkeit beleuchtete, manches bedauerte, so kam es doch nie zu einem eigentlichen Urtheil. — Ich glaube so im allgemeinen den Rahmen gezeichnet zu haben, in dem sich meine persönlichen Erinnerungen bewegen, und gehe zur Erzählung des selbst Gehörten und Erlebten über.

Zu meinen frühesten Erinnerungen, zu meinen ersten Berührungen mit der petersburger Gesellschaft gehört der Salon Karamsin und die gütige, liebenswürdige Wittve des ersten Historiographen Russlands. Karamsin hat, wie bekannt, eine Geschichte Russlands geschrieben und sich im höchsten Grade des Beifalls seiner Generation erfreut. Seine Popularität war ausserordentlich gross.

Kaiser Alexander I. hat ihm persönlich seine Huldigung dargebracht und ihn in glänzender Weise anerkannt und für ihn und seine Familie in ausreichendstem Masse gesorgt. Jeder gebildete Russe, jeder ausgezeichnete Fremde, der nach Petersburg kam, suchte sich dem Manne zu nähern, der zugleich durch grosse persönliche Liebenswürdigkeit hervorgeragt haben soll. Frau von Karamsin, die zweite Frau des Historiographen, eine Halbschwester des bekannten Dichters Fürsten Wjasemski, setzte die Tradition des Hauses fort, indem sie allabendlich Freunde und Bekannte empfang, sowie alle die Personen, die sich der ausgezeichneten Frau und ihrem Kreise nähern wollten. Jeden Abend um 9 Uhr, sei es in Petersburg oder Zarskoje Selo, wo sie in früheren Jahren den Sommer zuzubringen pflegte, sei es in Reval, wo sie seit Ende der dreissiger Jahre ihren Sommeraufenthalt nahm, sass Frau von Karamsin vor ihrer Theemaschine, mit derselben freundlichen Höflichkeit alle diejenigen Personen empfangend, denen sie einmal den Zutritt in ihren Salon gestattet hatte. Ganz Petersburg ging hier ein und aus, und während an einzelnen Tagen, zumal am Sonntag, eine sehr zahlreiche Gesellschaft sich einfand, so waren gewöhnlich nur 15–20 Personen anwesend. Drei Söhne und drei Töchter, alle in ihrer Weise bemerkenswerth, unterstützten die alte Dame in Ausübung ihrer liebenswürdigen Gastfreiheit.

Frau von Karamsin hatte ihre Söhne in Dorpat erziehen und studiren lassen und hatte mehrere Jahre dort gelebt. Als ich im Hause eingeführt wurde, waren die Söhne bereits alle im Staats-

dienst, die älteste Tochter schon mit dem Fürsten Meschtscherski
 verheiratet, die jüngste aber hatte soeben ihr 17. Lebensjahr zurück-
 gelegt, alle und jeden durch ihre Anmuth, ihre Heiterkeit und
 Schönheit bezaubernd. Die interessanteste Persönlichkeit jedoch
 dieses Kreises war Fräulein Sophie Karamsin, das einzige Kind
 aus der ersten Ehe. Sie war bereits über vierzig Jahre alt, als
 ich sie kennen lernte, unschön, aber voll Geist und Phantasie, von
 grosser Herzensgüte, im Besitz eines ausserordentlichen Talents
 zur Conversation, und zweifelnd frage ich mich noch heute, ob ich
 ihre Herzens- oder Geistes eigenschaften höher stellen soll. Ich war
 bald ein stetiger Besucher dieses Salons und habe kaum in meinem
 Leben einen betreten, der so viele Vorzüge und Annehmlichkeiten
 geboten hätte. Ich suchte allabendlich, sei es in Petersburg oder
 in Reval, ein Stündchen wenigstens hier zuzubringen, was um so
 leichter zu ermöglichen war, als man bis tief in die Nacht er-
 scheinen durfte. — Frau von Karamsin war meist von einigen
 älteren Personen umgeben, und nur selten hatten wir jungen Leute
 Gelegenheit, uns ihr persönlich zu nähern. Wie gütig und freund-
 lich war sie dann, und wie lebenswürdig konnte sie gelegentlich
 einen Rath geben oder auch in beinahe mütterlicher Art etwas
 zurechtstellen oder verweisen. Den übrigen Salon beherrschte
 Fräulein Sophie. Es war wirklich eine Herrschaft, die sie hier
 übte. Sie verstand die anwesenden Personen zu gruppiren, sie rief
 den einen von einer Gruppe ab, um ihn in eine andere zu versetzen,
 und wenn man sich auch scheinbar weigerte, so hatte Fräulein
 Karamsin doch meist Recht, wenn sie solches veranlasste. Sie
 war es, die gar oft die interessantesten Gedanken in die Con-
 versation brachte und so die Unterhaltung belebte. Es gab aber
 auch viele *tête-à-tête* in diesem eigenthümlichen Salon, in dem zwar
 Politik und Literatur eine bedeutende Rolle spielten, die rein
 menschlichen Beziehungen aber keineswegs litten; ja, man hat
 sogar den Witz in Umlauf gesetzt, dass der Salon der Frau
 von Karamsin *la chambre des paires* wäre. Ich bin hier Lermontow
 begegnet. Die schöne Wittve des betrauten Puschkin war oft
 hier; Fürst Wjasemski bezauberte durch seine Lebenswürdigkeit;
 Fürst Odojewski fehlte selten, und aus Moskau erschienen zuweilen
 die ersten Träger der slavophilen Ideen, Chomjakow und Aksakow.
 Es gehört aber dieser Salon einer früheren Periode an.

Frau von Karamsin war 1852 bereits gestorben, und nur die
 Familie, die vertrauten Freunde und Bekannte vereinigten sich,

nach wie vor, nun bei der Fürstin Meschtscherski. Bei dieser Dame fand auch ich im Winter 1852/53 dieselbe freundschaftliche Aufnahme, wie zuvor im Hause ihrer Mutter. Allabendlich war hier ein kleiner Kreis versammelt; aber Charakter und Geist der Versammlung war ein anderer. Wie ich angedeutet, wurde im Salon der Frau von Karamsin der russischen Literatur das regste Interesse entgegengetragen. Die bedeutendsten Vertreter derselben haben dort verkehrt. Es wurden auch die ersten nationalen Bestrebungen und Erscheinungen besprochen und von einigen auch getheilt, und selbstverständlich hatte die Politik ihren bedeutenden Antheil in der Conversation. Es herrschten aber doch die jugendlichen Elemente vor. Wenn auch die politischen und socialen Fragen besonders lebhaft discutirt wurden, so verstand Frau von Karamsin doch immer Mass und Gleichgewicht zu erhalten und jede Leidenschaft zurückzudrängen. Ganz anders fand ich es nun bei der Fürstin Meschtscherski.

Die Fürstin Katharina Meschtscherski war eine kränkelnde, leicht leidenschaftlich aufgeregte Natur. Der Fürst, obzwar ruhig und besonnen, hatte keinen Einfluss. Die Brüder Karamsin ergriffen mit grosser Leidenschaft die slavisch-patriotischen Ideen, zumal der älteste Sohn, Andrei, sowie auch der zweite, Alexander. — Frau von Meschtscherski und das jüngere Fräulein Karamsin vertraten mit grosser Lebhaftigkeit die kirchlich-orthodox-russische Richtung und nur Fräulein Sophie Karamsin erhob umsonst ihre warnende Stimme gegen alle leidenschaftliche Ausschreitung, dem sich hin und wieder der jüngste Bruder in ruhiger Weise anschloss. Sollte doch innerhalb der Familie Karamsin die masslose Accentuirung jener nationalen Ideen bald zu einem tragischen Ausgang führen.

Als nach dem vom französischen Botschafter wieder einmal angestifteten Gezänk über die heiligen Stätten in Jerusalem eine Menge Fragen angeregt worden waren und der Kaiser Nikolai einen ausserordentlichen Botschafter in der Person des Fürsten Menschikow nach Constantinopel zu senden beabsichtigte, brausten alle national-kirchlichen, slavisch-russischen Uebertreibungen auf. Nicht nur bedeutender Einfluss in Constantinopel, so hiess es, gebühre Russland, den einzigen massgebenden müsse Russland dort haben. Slaven bildeten die Majorität des türkischen Reiches, slavisch sei die ganze Balkanhalbinsel, Russland der natürliche Protector aller dieser Bevölkerungen, die mit ihm denselben Glauben hätten. Wir haben ja später in verschiedener Form, in den

verschiedensten Tonarten dieses Gerede gehört; es hat uns zwei schlimme Kriege gebracht, damals aber waren diese Behauptungen doch neu und sporadisch, und nur wenige bekannten sich im ganzen zu ihnen.

Ich erinnere mich noch lebhaft, dass, als ich zu Beginn des Jahres 1853 im Salon Meschtscherski erschien, mir Frl. Karamsin traurig und beinahe schon verstörten Geistes sagte, sie gelte im Hause nicht mehr für eine Patriotin, sie gelte für eine «Westliche», und doch habe sie dem Vater der russischen Geschichte auch geistig nahe gestanden und immer das Banner Russlands hoch gehalten. Vorgreifend erwähne ich nun hier, dass Andrei Karamsin bei dem Ausbruch des Krieges sofort wieder in Militärdienste trat, dass der jüngste Bruder Wladimir in die Krim ging, nachdem dort Graf Wilgowski und Graf Pahlen am Typhus gestorben, um bei der Verpflegung der Kranken mitzuhelfen. Andrei Karamsin erhielt an der Donau ein gesondertes kleines Commando. Verachtung und Unterschätzung des Feindes, der Wunsch sich auszuzeichnen und den russischen Waffen Erfolg zu bringen, verleiteten ihn zu einem Angriff gegen überlegene türkische Kräfte. Des Terrains unkundig, ohne tüchtigen Generalstabsofficier und auf niemand hörend, dazu äusserst kurzsichtig, wurde er in einen Hinterhalt gelockt, er selbst und beinahe das ganze Detachement bezahlten Wagnis und Fehler mit ihrem Leben. — Immer leidenschaftlicher hatte man im Salon Meschtscherski perorirt, immer trauriger wurde Fräulein Karamsin. Als sie die Todesnachricht erhielt, den anderen Bruder in steter Lebensgefahr wissend, ergriff sie die tiefste Verzweiflung und ihr Geist umflorte sich. Nach eingetretener Besserung kam sie noch nach dem ihr so lieben Reval und starb hier an einem Nervenfieber. Mich erschütterte dieser Tod in hohem Grade. Nicht blind für die Fehler, die zumal im Mangel an Mass lagen, habe ich doch wenigen Frauen in meinem Leben einen so hohen Grad wirklicher Verehrung entgegengetragen, habe keine grössere Herzensgüte erfahren, und bewahre ihr das treueste und dankbarste Andenken.

Wladimir Karamsin kam glücklich zurück: er hatte auch früher Mass gehalten und blieb auch der massvollste. Aber im Hause ging der böse Geist nach wie vor um, der Hass gegen den Westen wurde immer mehr herausgekehrt und brachte weitere Zerwürfnisse in der Familie hervor; so ist es geblieben in der ganzen Zeit, während welcher ich mit meinen alten Freunden später ver-

kehrt habe; es ist auch so geblieben in der Familie und sind die Söhne der Fürstin Cathérine und des massvollen Fürsten Pierre in die extremsten slavischen Richtungen gerathen. [Von der Umkehr des einen hat dieser selbst ein ehrliches Bekenntnis abgelegt. D. Hrsg.]

In jenem Winter weilte ich möglichst wenig in Petersburg selbst; innere und äussere Gründe veranlassten mich, dem unruhigen Getreibe und der Leidenschaft der Hauptstadt mich möglichst zu entziehen. Das stille Haus und die schönen Wälder von Gadebusch übten mehr wie je ihre Anziehungskraft auf mich aus und wurde das Behagen dort durch die öftere Gegenwart eines werthen Freundes und grossen Jagdliebhhabers, des Freiherrn Georg v. Werthern, erhöht. Ein paar Mal im Laufe des Winters wurde die Waldeinsamkeit durch das Erscheinen einer grösseren Zahl von Jagdfreunden belebt, denen ein Bär und einige Elche zum Opfer fielen. Diese Jagden konnten in jeder Hinsicht als sehr gelungen bezeichnet werden, wodurch die Jagdgenossen in den Abendstunden in die richtige Plauderlaune versetzt wurden. So erzählte, veranlasst durch irgend eine Ministerentlassung in irgend einem Lande, der bayerische Gesandte, Graf Bray, auf welche Weise er als Minister des Aeusseren entlassen worden sei, was ihm jetzt das Vergnügen gebe, Elche im Norden zu jagen und mit uns zu plaudern.

Graf Bray, altbayerischem Geschlechte entsprossen, war ein halber Landsmann von mir, da seine Mutter ein Fräulein v. Lövenstern war; auch hatte er einen Theil seiner Jugend in Livland verlebt. Er war ein gutmüthiger, angenehmer Gesellschafter; wir haben aber alle nie geglaubt, dass er besonders berufen sei, die Geschicke seines Vaterlandes zu leiten, und dennoch ist solches in einem gar wichtigen Augenblick eingetreten¹. — Seine Erzählung versetzte uns in das Jahr 1847. Der König von Bayern, der kunstliebende Mäcen König Ludwig, befand sich im Zauberbann der Lola Montez und war auf den ausserordentlichen Gedanken gekommen, die hübsche und geistvolle Abenteurerin nicht nur in den Adelstand zu erheben, sondern ihr einen Grafentitel zu verleihen. Unglücklicherweise, wie Graf Bray meinte, gehörte es zu den Attributen des Ministers

¹ Graf Bray war Minister des Auswärtigen im Juli 1870. Er hat Bayern vertreten, als im Spiegelsaale des Versailler Schlosses das deutsche Kaiserreich und der deutsche Kaiser ausgerufen wurden. Er hat aber nur gezwungen bei diesen grossen Entscheidungen mitgewirkt. Wäre es nach ihm gegangen, so wäre Bayern nicht mitmarschirt.

des Aeusseren, die Standeserhöhungen zu contrasigniren. Bray sollte also diese unliebsame Signatur geben und entschloss sich trotz inneren Widerstrebens, dem königlichen Willen Folge zu leisten. Das bayerische Gesetz beschränkt den Souverän bei solchen Verleihungen und Standeserhöhungen nicht, verlangt jedoch, um eine solche rechtskräftig werden zu lassen, das Aufweisen eines Taufscheins für die auszuzeichnende Person. Ein Taufschein für die genannte Dame konnte aber trotz aller Correspondenz, trotz aller Bemühung der bayerischen Gesandtschaft in Spanien nicht herbeigeschafft werden. Graf Bray hatte also einen Grund, das Patent nicht auszufertigen, aber der König bestand doch auf seinem Willen.

Bray fand bei seinem Ministerpräsidenten Unterstützung, und das ganze Ministerium wurde in Ungnade entlassen. Nach der Abdankung des Königs sandte König Max den Grafen Bray als Gesandten nach Petersburg. Lola Montez nannte sich aber trotzdem in Paris Gräfin Landsfeld und erzählte mit Befriedigung, wie sie das Ministerium gesprengt habe. An einer Constitution fehlte es damals in Bayern nicht.

Am englischen Quai, an den Senat anstossend, liegt ein schönes, palastartiges Gebäude, das jetzt auch leider in die Hände eines plötzlich reich gewordenen Industriellen gekommen ist. Dieses Haus wurde in den fünfziger Jahren von Graf Alexander und Gräfin Sophie Borch bewohnt, die hier eine ausgezeichnete Gastfreundschaft ausübten. Schon lange waren die schönen Räume der petersburger Gesellschaft bekannt, denn lange hatte hier die verwitwete Gräfin Lavallo in angenehmster Weise ein grosses Haus gemacht. — Die Gräfin Borch, zweite Tochter der Gräfin Lavallo, hatte dieses Besitzthum geerbt und setzte in Verbindung mit ihrem Gemahl die Traditionen des Hauses in verfeinerterem und vergeistigterem Sinne fort. Es fehlte an einzelnen grossen Festen und Dinern nicht, verlangte doch solches, wie es damals aufgefasst wurde, die Stellung des Grafen Borch als Oberceremonienmeisters. Wenn diese Feste mehr einer Pflichterfüllung gleichsahen, so entsprachen dem Wunsch und dem Geschmack der Besitzer die kleinen Mittagstafeln und der allabendliche Empfang. Nur ganz aussergewöhnliche Veranlassungen konnten die Gräfin Borch bestimmen, ihrer Gewohnheit untreu zu werden, Freunde am Abend, zu einer Causerie vereinigt, bei sich zu sehen. Hier wurde wirklich geplaudert; der Politik, der inneren und der äusseren, fiel der

Löwenantheil zu. Hier waren fast jeden Abend Diplomaten und Staatsmänner zu sehen, und wenn die ältere Gesellschaft sich um den runden Tisch der Gräfin Sophie versammelte, so gab es am anderen Ende des grossen Raumes, am Theetische der Töchter, von wo das beliebte Getränk herübergeschickt wurde, immer einen Kreis jüngerer Personen, denen sich aber auch ältere gern zugesellten und freudig empfangen wurden. Es ist mir als ziemlich charakteristisch aufgefallen, dass die Altersunterschiede bei geselligen Beziehungen jetzt so sehr viel mehr in den Vordergrund treten als früher, nicht zum Besten der Gesellschaft, denke ich. Die älteren Frauen spielten gesellschaftlich eine grössere Rolle. Die Jugend will jetzt nur unter sich verkehren, und sagte mir die geistvolle Fürstin Menschikow vor einem Jahrzehnt: *« On finira par faire les engagements d'après les extraits de baptême. »* Doch zurück zum Salon der Gräfin Borch. Das grosse, hohe, längliche, saalartige Zimmer war mit schönen Bildern italienischer Kunst aus der besten Zeit ausgestattet; ein treffliches Porträt von Dominichino schien sich unter die Lebenden mischen zu wollen, so sehr trat es aus seinem Rahmen heraus. Alles Vorhandene schien hierher zu gehören, die Möbel waren alt, nicht zusammengekauft, sondern überkommen. Für die Bequemlichkeit der Gesellschaft war gesorgt. Am Tisch der Gräfin Borch wurde die Sendung des Fürsten Menschikow anders angesehen als im Salon Meschtscherski. Man verhelt sich von Hause aus nicht, dass es zu bösen Verwickelungen führen könnte; jedoch hoffte man auf den klugen Sinn des Fürsten Menschikow, um die Gefahr abzuwenden. Es war bekannt, dass der Kanzler Graf Nesselrode, der auch von Zeit zu Zeit hier erschien, von der Sendung dringend abgerathen habe, dass aber sein Rath vom Kaiser zurückgewiesen worden war. Graf Nesselrode wurde damals von der ganzen nationalen Partei vielfach wegen seiner Politik angegriffen. Auch leidenschaftslose und sonst verständige Personen wollten den Staat auf eine aggressive und energische Action in Centralasien drängen. Graf Nesselrode widerstand diesen Wünschen eben so sehr, wie er den orthodox-griechischen Agitationen in Oesterreich und in der Türkei nach Möglichkeit entgegentrat.

Ich sagte schon, dass die Diplomaten viel den Salon Borch besuchten, und da ich verschiedene dieser Herren im Verlauf meiner Erzählung anzuführen Veranlassung haben werde, so will ich ihrer hier erwähnen.

Preussen war seit längerer Zeit durch Baron Werther vertreten. Ein kluger, gewissenhafter und vorsichtiger Diplomat, hatte er keine Art von Beweglichkeit in seinem Verstande, war unentschlossen und in seiner Conversation entschieden langweilig. Dieser friedliche und friedfertige Diplomat hat später zweimal seine Pässe fordern müssen, indem er in Wien und Paris Gesandter war, im Augenblick, als der Krieg ausbrach.

Hier in Petersburg hat er nur gute Dienste erwiesen, obwohl seine Stellung bei der gereizten Stimmung des Kaisers gegen seinen Schwager, den König Friedrich Wilhelm IV., nicht immer eine leichte war. Ja, dieser sonst unentschlossene Diplomat hat in einem gewissen Augenblick durch sein selbständiges und verantwortungsvolles Auftreten Russland sich zu grossem Danke verpflichtet, wie ich später zu erzählen haben werde. Baron Werther wurde aber in seinen Beziehungen zur russischen Regierung gar mächtig durch den Militärbevollmächtigten Graf Münster-Meinhöwel unterstützt. Ein Mann von ausserordentlichen Geistesgaben, verband er die liebenswürdigsten und angenehmsten Formen mit einem eben so wohlwollenden Herzen. Graf Münster genoss in ganz ungewöhnlichem Grade nicht nur die Huld, sondern auch den vertrautesten Umgang des Kaisers Nikolai. Er war allabendlich beim Monarchen und dieser hat auch später manche Depesche aus Sewastopol dem Grafen Münster früher mitgetheilt als dem im selben Zimmer anwesenden Kriegsminister Fürsten Dolgoruki oder dem Generalquartiermeister Baron Lieven. Münster begleitete im Sommer 1854 den damaligen Thronfolger, den nachmaligen Kaiser Alexander II., nach Reval. Der Kaiser hatte seinen Thronerben hierher geschickt, nicht nur um die Truppen zu inspiciren, sondern auch um der Ritterschaft in gnädigster Weise sein Wohlwollen auszusprechen. Im Saale des Katharinenthaler Palais konnte ich ein Viertelstündchen mit Graf Münster plaudern, und nichts kann die Unsicherheit der Lage besser charakterisiren als Münsters Bemerkung, als ich ihm beim Abschiede sagte, dass ich auf ein Wiedersehen mit ihm in Petersburg hoffe, und er mir antwortete: «Es ist doch nicht sicher, ob Sie mich und Werther in Petersburg finden; alles drängt den König zu einem Bündnis mit den Westmächten und wenigstens zu einem Abbruch der diplomatischen Verbindungen. Der König widersteht beinahe allein; wie lange wird er solches können, wie lange wird er dazu die Kraft haben?»

Es ist bekannt, dass der König diese Kraft gehabt hat, und

kaum ist die Wichtigkeit zu bemessen, die hier die Charakterstärke des sonst so charakterschwachen Mannes auf die Entwicklung der Dinge gehabt hat.

Graf Valentin Esterhazy war österreichischer Gesandter. Ein schöner und liebenswürdiger Cavalier, hatte er nicht nur die angenehmsten Formen, sondern auch den Tact und die Menschenkenntnis, die in manchen Familien erblich zu sein scheinen und die bei dem grossen österreichischen Adel sich so oft finden, wenn auch geistige Tiefe und gelehrte Bildung fehlen. Esterhazy hatte eine ausgezeichnete Frau zur Mutter, eine geborene Kaunitz. Aussergewöhnliche Mütter verfehlen aber selten, glücklich auf die Lebensschicksale der Kinder einzuwirken. Graf Esterhazy hat längere Zeit in Petersburg sein Vaterland vertreten und in gar schwierigen Verhältnissen grossen Tact bewiesen und treffliche Dienste geleistet. Hervorragender und leidenschaftlicher Jäger, ist er oft im stillen Gadebusch gewesen, und habe ich oft mit ihm Bären und Elchen nachgespürt und überhaupt in den angenehmsten Beziehungen mit ihm verkehrt.

Die Gesandten von England und Frankreich verliessen bald Petersburg, und über die Nachfolger derselben werde ich erst später nach dem Friedensschluss berichten.

Zu meinem intimen Umgange in Petersburg gehörten auch Graf Münster und Herr von Könneritz, die Gesandten von Hannover und Sachsen. Diese Herren konnten natürlich keinen Einfluss auf die grosse Politik haben, sie waren aber gern in jedem Salon gesehen und gehörten in den Kreis derjenigen, mit denen über Politik zu plaudern interessant und lehrreich war. Der hannoversche Erb-Landmarschall Graf Münster zählte zu dem Kreise der Freunde, die sich in Gadebusch versammelten. Herr von Könneritz aber, mit einem Fräulein v. Offenbergh verheiratet, einer Nichte der Fürstin Kotschubei, gehörte zu dem intimeren Cirkel des Kanzlers Grafen Nesselrode.

Als Hintergrund zu meinen persönlichen Erinnerungen und zu den beabsichtigten Detailzeichnungen habe ich im allgemeinen die Entwicklung der historischen Ereignisse kurz zu skizziren.

Die Sendung des Fürsten Menschikow hatte keinen Erfolg, sondern verschärfte den Zwiespalt zwischen Russland und der Türkei nicht nur, sondern auch zwischen Russland und Frankreich in hohem Grade. Es folgten die wiener Conferenzen, aus denen

Russland vollkommen isolirt und ausserhalb des europäischen Concerts stehend hervorbring. Im Juni besetzten russische Truppen die Fürstenthümer, und um nur das Wichtigste anzudeuten, bringe ich in Erinnerung, dass am 18. (30.) November 1853 der waghalsige, erfolgreiche und unglückselige Sieg von Sinope erfochten wurde. Der Krieg mit den Westmächten war unvermeidlich geworden — aber so dachte man in Petersburg nicht.

Hier bewegte man sich in lauter falschen Vorstellungen, niemand mehr als der Kaiser selbst.

Der Kaiser Nikolai leitete die Politik ganz selbständig und berücksichtigte die Meinung seines langjährigen Ministers und Kanzlers, Grafen Nesselrode, oft nicht. Hier sei nur vorläufig erwähnt, dass der Kanzler in den letzten Maitagen dem Kaiser ein ausführliches Memoire übergab, in dem alle Gründe gegen die Besetzung der Fürstenthümer und alle Gefahren eines solchen Feldzuges eindringlich und lebhaft geschildert waren¹. Der Kaiser nahm das Memoire entgegen mit dem Bemerken, er werde es lesen, auf die Sache selbst könne es aber keinen Einfluss mehr üben, da er bereits am Morgen den Courier mit dem Befehl abgesandt habe, mit dem Vormarsch der Truppen zu beginnen.

Der Kaiser wollte keinen Krieg, er glaubte nicht an die Möglichkeit eines solchen; auch zählte er auf die Bundesgenossenschaft Oesterreichs und konnte hierin durch nichts erschüttert werden. Ich werde später im Zusammenhange und aus Documenten, die wenige Augen gesehen haben, berichten, wie weit der Kaiser in dieser phantastischen Vorstellung gegangen ist. Hier nur das Thatsächliche, wie der Kaiser auf Grundlage seiner Ueberzeugungen verfuhr.

Russischer Gesandter am wiener Hof war seit einigen Jahren Baron Peter Meyendorff. Dieser hochbegabte und charaktervolle Staatsmann hatte in Wien eine unmögliche Aufgabe zu lösen; er sollte nicht nur das gute Einvernehmen, er sollte Bundesgenossenschaft und Freundschaft zwischen den beiden grossen Staaten entwickeln und befestigen und wurde durch die ganze Orientpolitik des Kaisers, durch die slavischen Sympathien desselben und die Intriguen hochstehender Personen in Petersburg, ich möchte sagen, täglich in seiner Amtsführung gestört.

Kaiser Nikolai liebte den jungen Kaiser von Oesterreich und

¹ Persönliche Mittheilung des Kanzlers.

glaubte sich von ihm in hingebendster Weise verehrt; er glaubte auch, dass er, ohne ein solches Verhältniß zu stören, sich in die kirchlichen Angelegenheiten der zur griechisch-orthodoxen Kirche gehörenden Unterthanen des österreichischen Monarchen mischen dürfe. In Petersburg wurden öffentlich für in Oesterreich gelegene Kirchen Gelder gesammelt, Messgewänder gestickt, schöne heilige Gefässe hergerichtet, nach Oesterreich gesandt und durch besondere Agenten oder sogar Mitglieder der Gesandtschaft vertheilt. Meyendorff hat widersprochen und gewarnt, Gelder, die ihm zu diesem Zwecke geschickt wurden, zurückgesandt; er konnte aber an der Sache selbst nichts ändern. Während das Misvergnügen in Oesterreich immer mehr zunahm, sprach der Kaiser von seinem «lieben Sohn in Wien».

Der Leiter der österreichischen Politik war damals Graf Buol, ein hochmüthiger, wenig begabter und gegen Russland sehr verstimmteter Staatsmann. Neben politischen Ueberzeugungen konnte und musste die Erinnerung an die unfreundliche Behandlung, die er in Petersburg erlitten, auf jene Stimmung Einfluss haben. Graf Buol hatte Oesterreich nach der Unterwerfung Ungarns, zur Zeit der Hinrichtung jener ungarischen Generale, für die der Kaiser sich persönlich verwandt hatte, vertreten und war von der petersburger Gesellschaft nicht nur mit eisiger Kälte behandelt worden, sondern hatte manche Unarten ertragen müssen, wie sie ja geboten werden können, ohne dass die Möglichkeit vorhanden, solche direct abzuweisen. — Buol war der Schwager von Baron Peter Meyendorff, diesem jetzt gram, zumal da er befürchtete, dass man dessen Einfluss auf ihn voraussetzen könnte. Unter diesen Verhältnissen hatte Meyendorff um seine Abberufung gebeten, dem Kaiser die Unmöglichkeit geschildert, in der er sei, Dienste zu leisten. Der Kaiser verlangte dennoch von Meyendorff, nochmals nach Wien zu gehen, und gab eigenhändig geschriebene wundersame Instructionen. Auch der Misserfolg dieser Sendung zerstörte nicht die hartnäckigen Vorstellungen Seiner Majestät. Er versuchte später durch eine Sendung des Grafen Orlow an das Herz und das Gemüth des jungen Kaisers zu appelliren. Es haben diese trügerischen Vorstellungen einen ausserordentlichen Einfluss auf die Gescheicke Russlands gehabt.

Irrthümliche Vorstellungen beherrschten aber nicht nur den Herrn und Kaiser, sondern auch die meisten Personen und Kreise in Petersburg und Russland. Zu Anfang des Jahres 1854 wurde

in Petersburg die Wahrscheinlichkeit eines Krieges mit den Westmächten kurz von der Hand gewiesen. Ein Bündnis zwischen England und Frankreich sei undenkbar, unmöglich, hiess es. Petersburg lebte lustiger denn je; die Schlacht von Sinope hatte wie ein berauschendes Getränk gewirkt und nur wenige Personen sahen den Ernst der Lage. — Aus den besten Quellen ist mir behauptet worden, dass unser Gesandte in London, Baron Brunnow, die Lage der Dinge als sehr gefährlich geschildert habe, doch habe ich nie eine Depesche selbst zu Gesicht bekommen. — Anders in Frankreich.

Herr von Kisselew, ein zwanzig Jahre jüngerer Bruder des bekannten Grafen Paul Kisselew, war in jenen kritischen Tagen mit der Vertretung Russlands betraut; ein geistvoller und liebenswürdiger Schwätzer, dem sprudelnder Witz zu Gebote stand, welchem aber nichts wirklich ernst erschien und der durch Erfolge des gesellschaftlichen Lebens beherrscht wurde. Kisselew gefiel sich in Paris, bewunderte das kaiserliche Paar, gehörte aber keineswegs zu den Intimen und Vertrauten in den Tuileries. Seine intimsten Beziehungen hatte er in ganz anderen Kreisen, und es mag allerdings nicht unrichtig sein, dass seine unglaubliche politische Blindheit darin einige Entschuldigung finden kann, dass er mit denjenigen Kreisen in genauer Verbindung war, die sich ganz oppositionell zu den Tuileries verhielten. Er hatte kein montirtes Haus, sah nie jemand bei sich und verbrachte alle seine unbeschäftigten Stunden auf dem *cercle de l'union*. In diesem oppositionellen Club wurden die Intriguen und die Energie des Kaisers nicht genügend anerkannt und ahnte man die Tragweite seiner Entschlüsse nicht. Kisselew mag dadurch in seinen optimistischen und leichtfertigen Neigungen bestärkt worden sein. Jedenfalls hat er sich vom Kaiser und dessen Minister in ausserordentlicher Weise dämpfen lassen. So unglaublich es scheint, so ist es dennoch unzweifelhaft wahr, dass er als Gast in Compiègne weilte, als dort das Bündnis mit England festgestellt wurde. Er hat mit der Kaiserin einen Contretanz getanzt, während in dem Cabinet des Kaisers der Entwurf jenes Bündnisses unterzeichnet wurde. Tags darauf hat er eine kurze Depesche geschrieben, die seine Zuversicht zu der friedlichen Lage behauptet, und diese Depesche mit einem vertraulichen Brief an den Kanzler begleitet, in dem er mit grosser Ausführlichkeit das Fest und besonders die Toilette der Kaiserin in eingehendster Weise beschreibt. Ein paar Monate später war das Bündnis eine allgemein bekannte Thatsache und der Krieg erklärt.

Meyendorff erlangte nun im Frühjahr 1854 seine Abberufung aus Wien; er trat aus dem diplomatischen Dienst zurück, dem er sein Leben bis dahin geweiht hatte. Er wurde Mitglied des Reichsraths und übernahm die Stellung eines Chefs des sogenannten Cabinets, d. h. die oberste Verwaltung des kaiserlichen Privatvermögens, der Kunstsammlungen, Museen, der kaiserlichen Fabriken &c. Im Sommer 1854 fand ich denn auch meine alten Freunde und Gönner, Herrn und Frau von Meyendorff, in einem kleinen Häuschen auf der sogenannten Apothekerinsel bei Petersburg etablirt. Der botanische Garten gehörte zur Administration der Chatulle und war das obengenannte Häuschen eine Dependenz des schönen botanischen Gartens¹. Eine hübsche, jedoch anspruchslose Wohnung im Palais Anitschkow wurde Meyendorff angewiesen, und hier fand ich denn in den nächsten Jahren das mir angenehmste, interessanteste und auch liebste Haus in Petersburg.

Baron Peter Meyendorff war der dritte unter vier Brüdern, die alle eine nicht unbedeutende Lebensstellung eingenommen haben. Der Vater, Besitzer des Gutes Klein-Roop in Livland, ein Haudegen aus der Zeit der Kaiserin Katharina, hatte ein Commando in den türkischen Kriegen gehabt und sich hier sehr ausgezeichnet, sich aber in Friedenszeiten durch allerlei Uebergriffe den Unwillen der Kaiserin zugezogen. Er hatte seinen Abschied erhalten und war nach Roop gegangen. — Er machte auch in Livland von sich reden. Soll er doch irgend einer Dame in seinem Hause, die übermässig hohe Hacken trug, diese mit seiner Pistole abgeschossen haben! Solche Spässchen kamen wol im vorigen Jahrhundert vor².

Peter Meyendorff war in den letzten Jahren des Befreiungs-

¹ Beiläufig bemerkt, hat Baron Meyendorff, der tüchtige Naturforscher und Gartenliebhaber, gar segensreich in die Verwaltung des botanischen Gartens eingegriffen, auch dadurch, dass er den Dr. Regel berief, der bis jetzt Director dieses Gartens ist.

² Jedenfalls war er nicht nur ein trefflicher, sondern weit berühmter Pistolenschütze. Als der junge Fürst Schtscherbatow sich zu einem auf Leben und Tod gehenden Duell mit dem Chevalier de Saxe vorbereitete, kam er nach Roop, um sich bei Meyendorff einschliessen zu lassen. Der Chevalier de Saxe hatte ihm als Pagen an dem Hofe der Kaiserin eine Ohrfeige gegeben und sich zu keiner Entschuldigung bereit finden lassen. Officier geworden, verlangte Schtscherbatow Genugthuung und erschoss den Chevalier auf den ersten Griff. — Wie der alte originelle Herr seine Söhne erzogen, weiss ich nicht zu sagen. Da wird denn wol der viel jüngeren Frau, einer geborenen Mengden (?), der Hauptantheil zugefallen sein.

krieges Generalstabsofficier gewesen, dann aber sofort in den diplomatischen Dienst übergegangen. Er ist an den meisten europäischen Höfen bald als Secretär, bald als *chargé d'affaires* in Thätigkeit gewesen. Er hatte überall gesehen und gelernt, so ganz besonders in Spanien, wo er Kunststudien getrieben, und niemals hatte er die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften vernachlässigt. Nachdem er Gesandter in Stuttgart gewesen, war er zum russischen Gesandten am preussischen Hofe ernannt. Hier habe ich ihn im Jahre 1839 kennen gelernt und die nächsten zwei Jahre viel gesehen. Unter seiner Aufsicht und nach den von ihm festgestellten Plänen ist das schöne russische Gesandtschaftshôtel in Berlin erbaut. Er hat dasselbe bis zu Anfang der fünfziger Jahre bewohnt, einen würdigeren Vertreter hat Russland nicht gehabt und wird ihn auch nicht so leicht finden. — Meyendorff war in Berlin in hohem Grade populär. Er gewann im Laufe der Jahre nicht nur das Wohlwollen, die Freundschaft und das unbedingte Vertrauen des Königs Friedrich Wilhelm IV. und der Königin, sondern die leitenden, Staatsmänner, die intimste Umgebung des Königs waren meist seine vertrauten Freunde. Gern besprachen und beriethen diese alle wichtigen Angelegenheiten mit Baron Meyendorff, wobei es gar oft vergessen sein mag, dass Meyendorff auch russischer Gesandte war. Dieses Verhältniß der Freundschaft und des Vertrauens ist denn nach dem Jahre 1847 von der sogenannten liberalen Partei dahin misbraucht worden, dass behauptet wurde, der russische Gesandte habe die massgebende Stimme in der preussischen Politik geübt, da doch nur ein grosser, persönlicher Einfluss nicht des russischen Gesandten, sondern des Baron Peter Meyendorff zugegeben werden muss. Um aber auch hier Misverständnissen zu begegnen, bemerke ich, dass Meyendorff in keiner Weise die mystisch-pietistischen Gesinnungen jener Staatsmänner aus dem intimsten Freundeskreise des Königs theilte. Er war ein gut kirchlicher Protestant ohne irgend welche Art von Frömmerei. Das Auftreten der ganzen liberalen und radicalen Partei in Deutschland und Preussen damals hat andererseits auch Meyendorffs höchsten Widerwillen erregt. Der so besonnene, ruhige, wohlwollende Mann verlor leicht seinen Gleichmuth, wenn er auf die politische Lage Deutschlands und Preussens in den genannten Jahren zu sprechen kam. Das unbegrenzte Vertrauen, das ihm aus jenen Gesellschaftskreisen entgegengetragen wurde, mag durch die Erwähnung eines ganz persönlichen Vorfalles charakterisirt werden.

Der langjährige intime Freund des Königs, der General und Kriegsminister von Rauch starb in den Jahren, in denen Meyendorff in Berlin ansässig war. Trotz der vieljährigen Stellung als Kriegsminister, trotz der Freundschaft und des täglichen Umganges mit seinem königlichen Herrn war General Rauch ein vollkommen unbemittelter Mann geblieben. Es fanden sich die Mittel nicht vor, um die Bestattung zu besorgen und einige Geschäfte zu regeln; Frau v. Rauch erbat von Meyendorff ein Anlehen von einigen tausend Thalern zu diesen Zwecken. Sie gab Meyendorff den Vorzug unter den vielen Freunden des Verstorbenen, an die sie die gleiche Bitte hätte richten können. Nach zwei Seiten hin erscheint dieser Zwischenfall, der durch meine intimen Beziehungen zu beiden Familien zu meiner Kenntniss gekommen, bezeichnend. Die Gewissenhaftigkeit preussischer Beamten bedarf keiner weiteren Belege. Dass aber auch so freundschaftliche Verhältnisse von dem Monarchen selbst nicht benutzt wurden, um den hohen Staatsbeamten über die kleinliche Sorge des täglichen Lebens zu erheben, ist doch ein eigenthümlicher und auch schöner Zug. Ebenso erscheint es merkwürdig, dass der fremde Staatsmann die Stellung eingenommen, dass persönliches Zutrauen die Stellung selbst gleichsam in Vergessenheit bringen konnte.

Meyendorff war mit der Tochter des langjährigen österreichischen Bundespräsidialgesandten Buol in der glücklichsten Ehe vermählt. Frau v. Meyendorff machte in Verbindung mit ihrem Mann durch ihre Gaben des Geistes und Herzens das Haus der russischen Gesandtschaft zu einem in jeder Hinsicht ausgezeichneten und anziehenden. Ich bin damals in Berlin, und später in noch höherem Grade in Petersburg, immer mit Vergnügen und Verehrung, und mit dem Gefühl, etwas gewonnen zu haben, nach kürzerem oder längerem Besuch von dem Hause und den Freunden geschieden. Meyendorff war oft leidend, immer wohlwollend und milde, sowie immer aufgelegt, über irgend einen wissenschaftlichen, historischen oder politischen Gegenstand sich eingehend zu unterhalten. Eine ausserordentliche Fülle des Wissens, die Gewohnheit über jeden Gegenstand gründlich nachzudenken und auch darüber zu sprechen, die Freude an allem Guten und Schönen, in Verbindung mit seinem warmen Herzen, machten ihn zu einem aussergewöhnlichen Menschen. Frau von Meyendorff war nicht nur äusserst geistvoll, sie hatte eine unerschöpfliche Quelle von Witz und Humor zu ihrer Verfügung, wozu noch bei der Conversation in deutscher Sprache eine

kleine Beimischung des wiener Dialektes höchst ergötzlich war. Meyendorff untersuchte in objectiver Art die Misgriffe und Thorheiten der Menschen oder er schwieg über sie; Frau von Meyendorff charakterisirte diese mit einzelnen Bezeichnungen, mit kleinen Anekdoten, die oft nicht wohlwollend erscheinen konnten, sie hatte aber ein ausserordentlich warmes Herz und viel Nachsicht für alle ihr näher stehenden Personen, und wenn ihr Urtheil scharf und zuweilen vernichtend erschien, so lag solches in dem unbezwingbaren Bedürfnis nach Wahrheit und in der bevorzugten Stellung, die ihr von Jugend auf erlaubte, alles zu sagen, was sie dachte. In ihren letzten Lebensjahren, nach dem Tode ihres Sohnes, der vor Sewastopol fiel, waren aber auch die schärfsten Urtheile über die Thorheiten und Fehler der Menschen von einer Art wehmüthigen Bedauerns begleitet. Zu meiner grössten Verwunderung habe ich schon früher, besonders in den letzten Jahren, den ausserordentlichen Einfluss beobachtet, den die katholische Kirche und die äusseren Formen derselben auf die aussergewöhnliche Frau hatten. Wie dieser kritische Geist einer solchen Herrschaft unterliegen konnte, erschien immer von neuem ein Räthsel. Meyendorff hatte scheinbar kein Auge dafür. Ich habe aber doch bei dieser mustergiltigen Ehe mir darüber Gedanken gemacht, dass immer noch im 19. Jahrhundert die Zugehörigkeit zu verschiedenen Confessionen eine Schwierigkeit für das eheliche Leben bildet.

Auch in anderer als der schon bezeichneten Richtung trat der Diplomat im Meyendorffschen Hause oft in den Hintergrund, da hier im russischen Gesandtschaftshôtel nicht nur der Diplomatie ihr Antheil gewährt wurde, sondern auch wissenschaftliche Bestrebungen gar lebhaft hervortraten. So gewann Meyendorff Gelehrte, die allwöchentlich Vorträge hielten, zu denen er eine grössere oder kleinere Zahl Personen versammelte. Ich erinnere mich unter anderem eines Privatissimum von Professor Dechen über Versteinerungslehre, an dem ich Theil genommen, und das in den oberen Räumen der russischen Gesandtschaft zweimal wöchentlich abgehalten wurde. Es war ein ganz ordentliches Colleg, das belegt wurde und zu dem auch unser livländischer Landsmann Karl von Liphart gehörte.

Wie selbständig Meyendorff in seinen Urtheilen war und wie wenig er der diplomatischen Schablone verfiel, möchte ich an ein paar Beispielen illustriren. Unerschütterlich blieb er bis an sein Lebensende bei seiner Meinung über die geringe politische

Begabung des allbewunderten Napoleon III.; unerschütterlich bei der Meinung, dass das zweite Kaiserreich nur einen kurzen Bestand haben könne. Wie vereinzelt er in dieser Meinung war, werden sich meine Zeitgenossen wol erinnern, die damals am politischen Leben Europas Theil nahmen. Von ihm habe ich auch zuerst aussprechen gehört, dass Russland keine wirklichen, vitalen Interessen an der Donau habe, und dass es ein Irrthum der russischen Politik sei, sich mit der Frage der Donaumündung und Donauschiffahrt zu beschäftigen. Nur Oesterreich und in gewissem Masse auch Deutschland habe dort wirkliche Interessen. Die alte Tradition der russischen Diplomatie hat immer diese Donaufrage als eine Lebensfrage für Russland behandelt, und ich war nicht wenig verwundert, als ich diese Ketzerei von Meyendorff hörte. Reifliches Nachdenken, Rückblicke auf die russisch-türkischen Kriege und die modernste Entwicklung der Frage gestatten keinen Zweifel an der Richtigkeit von Meyendorffs Meinung. Es war eben eine Unwahrheit, dass man von der Donau sprach und Constantinopel meinte, eine Unwahrheit, deren sich die Träger der russischen Diplomatie schliesslich gar nicht bewusst waren.

Meyendorff war, wie wir gesehen, eigentlich nie in Russland gewesen, und wenn er auch den meisten in Petersburg in einer oder der anderen Weise hervorragenden Persönlichkeiten begegnet war, so waren doch ihm und ganz besonders Frau von Meyendorff die socialen und gesellschaftlichen Verhältnisse in Petersburg fremd. Wie schnell und gründlich er aber diese erkannte, die Stellung, die er sofort einnahm, bezeichnet den überlegenen Mann.

Ich habe schon gesagt, dass er eine Dienstwohnung im Palais Anitschkow bezogen. Hier hat er bis zum Ende seines Lebens gewohnt; und indem ich über die letzten Lebensjahre Meyendorffs einiges zu erzählen wünsche, habe ich zuerst dieser Wohnung selbst zu gedenken. Sie war gerade das Gegentheil von den sonstigen Dienstwohnungen in Petersburg, die, meist über das Bedürfnis gross und prächtig eingerichtet, den Staatssäckel nicht unbedeutend belasten und beinahe immer über den socialen Bedürfnissen ihrer Bewohner sind. Unscheinbar erschien neben diesen die Dienstwohnung des Chef des Cabinets, die den strictesten Anforderungen an eine einigermaßen bequeme Wohnung entsprach und in der sich Meyendorff nur einen scheinbaren Luxus erlaubt hatte: ein Billardzimmer, da ihm das Spiel Gewohnheit war, um sich Bewegung zu machen. Gesellschaften und Diners wurden

nie gegeben. Da aber beide Ehegatten eigentlich nicht ausgingen und nur auf Einladung der Kaiserinnen in ganz intemem Kreise bei Hofe erschienen, so waren die Freunde und Bekannten ziemlich sicher am Abend empfangen zu werden. Nur wenige benutzten diesen Vorzug; selten habe ich mehr als drei bis vier Personen dort getroffen, bin aber manchen Abend allein da gewesen. Zudem war das Meyendorffsche Ehepaar in Trauer und Kummer versetzt, da die letzten Kriegsereignisse vor Sewastopol den ältesten und wol den ausgezeichnetsten der Söhne geraubt¹. — Petersburg bot in jenen Jahren gar viel an geselligen Vergnügungen, und wer von diesen nicht besonders angezogen wurde, fand eine Menge kleiner Kreise, die als Coterien bezeichnet werden konnten. So waren denn die Brüder von Meyendorff, einige baltische Landsleute, einige Diplomaten die Personen, die öfter am Abend erschienen, während einzelne alte Freunde und Gönner, die selbst sehr in Anspruch genommen waren, den Salon ausnahmsweise aufsuchten. Ich erwähne hier des Prinzen Peter von Oldenburg, des Grafen Nesselrode, des Grafen Gurjew.

Peter von Oldenburg war zwar allerdings ein geistig wenig hervorragender Mann; seine Liebe zur Wahrheit, sein Wunsch, soweit seine Actionssphäre reichte, alles Gute und allen Fortschritt zu befördern, sich über möglichst vieles informiren zu lassen, brachte ihn öfter zu den Meyendorffs, für die er die grösste Hochachtung und Liebe empfand. Es ist immer viel über den Prinzen Peter von Oldenburg in Petersburg gescherzt worden, es wurden Anekdotchen von ihm erzählt, seine Begabung noch weit unter das gewöhnliche Niveau herabgesetzt und mit Recht über seine Langweiligkeit geklagt. Es wurde und ist aber nicht genügend anerkannt worden, wie viel Gutes und Heilsames er gewirkt und wie sein auf alles Edle gerichtetes Streben günstig wirkte, oder mindestens als Damm gegen Leichtfertigkeit, Frivolität und Eigennutz sich entgegenstellte.

Den nicht grossen, schmalen, mit zwei Lampen erleuchteten einfachen Salon schmückte ein schönes Bild von Murillo, das als Vermächtnis eines Freundes in Meyendorffs Besitz gekommen war. «Zünden Sie die Lampe vor dem Bilde an,» sagte meist Frau

¹ Nachdem Alexander Meyendorff als Generalstabsofficier während des ganzen Verlaufs der Belagerung den grössten Gefahren entgangen war, fiel er am Tage des Sturmes bereits nach dem Fall der grössten Redoute in der nächsten Nähe des Obercommandirenden, buchstäblich durch eine der letzten Kugeln, die dort verschossen waren.

von Meyendorff, wenn ich am Abend dort erschien, weil sie wusste, wie sehr ich mich an dem Kunstwerk erfreute und es immer wieder anzusehen liebte. Ein paar Vasen, kaiserliche Geschenke, Möbel, die schon lange im Gebrauch gewesen und verständnisvoll so gestellt waren, dass grössere oder kleinere Gruppen zusammen plaudern konnten, bildeten die Ausstattung des Raumes, der mir unvergesslich bleibt, weil ich hier so viel Kluges, Gutes und Geistvolles gehört. Immer habe ich diesen Salon mit den befriedigendsten Gefühlen verlassen und habe es oft gesagt, dass ich mich als besser geworden betrachtete, wenn ich dort gewesen.

Doch zurück zu den Bewohnern dieses Zimmers. Im Winter 1856 nun, als die Friedenspräliminarien unterzeichnet waren, beschäftigte alle Welt die Frage, wem die schwierige Aufgabe zufallen sollte, Russland auf dem Pariser Friedenscongress zu vertreten. Ich dachte dabei an Meyendorff. Als ich eines Abends in jenen Wochen in den Salon eintrat, fand ich Frau von Meyendorff auf- und abgehend, Meyendorff aber in einer Ecke des Zimmers mit Baron Brunnow und Herrn Fonton im Gespräch. Frau v. Meyendorff setzte mit mir ihren Gang durch die Zimmer fort, während die Herren ungestört in ihrer Conferenz verblieben. «Die Herren verhandeln wol die grosse Politik,» meinte, ich «und Meyendorff bespricht mit jenen geistvollen Diplomaten die in Paris einzuhaltende Linie; er wird doch hingehen, wer könnte es besser machen?»

«Er soll nicht hingehen,» sagte Frau von Meyendorff hierauf, «er würde den Rest seiner Gesundheit dabei opfern, und andere machen es mindestens eben so gut, ich meine Brunnow und Fonton.» Auf meine verschiedenen Bedenken äusserte sich Frau von Meyendorff ungefähr so: «Kein Mensch hat mehr Verstand, keiner führt besser die Feder und ist reicher an Auskünften als Fonton. Er sollte hingehen, um das Protokoll zu führen. Brunnow müsste als zweiter Bevollmächtigter hingehen und die ganze Negociation leiten. Der Fürst Orlow giebt denn das nothwendige Decorum. Meyendorff ist zu sehr mit seinem ganzen Herzen dabei. Der andere indem sie auf Brunnow zeigte) hat gar kein Herz für die Sache; für ihn ist es wie eine Partie Schach, in der der bessere Spieler eine Befriedigung findet. Er ist als politischer Schachspieler von niemand zu übertreffen. Er sollte hingehen und wird das Mögliche erringen.» Man weiss, es ist so geworden. Ich glaube aber nicht, dass Meyendorff eine solche Flüchtigkeit begangen hätte, wie jene Verwechselung von Namen, die in dem Tractat vorgekommen sind

und später Schwierigkeit gegeben haben. — Frau von Meyendorff war damals sehr aufgeregt über ihr Vaterland und dessen Politik und versah sich im Congress nichts Gutes von Oesterreich.

Wenn ich hier versuche, durch einige Striche die ausgezeichneten Gönner zu schildern, so muss ich vor allem auch die Verhältnisse berühren und die Stellung zeichnen, die sie in der Familie des Herrschers einnahmen. Meyendorff wurde von beiden Kaiserinnen mit der Bezeichnung «der Freund» in den Briefen genannt. Beide hohen Frauen haben aber keinen directen Einfluss auf die Politik geübt und doch einen sehr bestimmenden auf Russland durch den Einfluss auf den Kaiser und die Erziehung der Kinder. Die Kaiserin-Mutter war in jenen Tagen schon sehr leidend.

Ich habe aber unter anderem einen Brief von ihr an Meyendorff gelesen, aus der Schweiz datirt, der jedes Herz erfreuen musste. Sie übersendet Meyendorff gegen seine Migräne ein rothes, aus grober Wolle von ihr selbst gehäkeltes Kappchen und sagt ihm die freundschaftlichsten Dinge; sie nennt Pflanzen, die sie gefunden habe und deren Namen ihr Meyendorff früher genannt, und beschreibt die Schönheit ihres Aufenthaltsortes, schliesst aber mit den Worten: «Olga verlässt mich morgen, dann wird mir alles nicht mehr so schön erscheinen.» Frau von Meyendorff, die oft am Abend den kleinen Kreis der Kaiserin mit ihrer unvergleichlichen, humoristischen Conversation belebte, sprach auch hier die scherzhaftesten Dinge aus, wenn sie ihr gerade einfelen, und wurde manches Wort von ihr wiedererzählt, das dazu beigetragen, die Langeweile, die meist in jenen Kreisen herrscht, zu bannen. Die regierende Kaiserin begegnete ihr mit dem grössten Zutrauen.

Meyendorff selbst gehörte zu denjenigen Personen, mit denen Kaiser Alexander II. über Staatsgeschäfte, die nicht speciell zu ihrem Ressort gehörten, ausnahmsweise sprach. Wie weit solches irgend bestimmend wirken konnte, entzieht sich der Beurtheilung. Wir wissen, dass er am 6. Januar 1856 vom Kaiser zu jener Berathung hinzugezogen wurde, die zur Annahme der Friedenspräliminarien führte, und dort ist seine Gegenwart von der grössten Bedeutung gewesen. Im Gegensatz zu unbedeutenderen Diplomaten hatte Meyendorff die Gewohnheit, im vertrautesten Kreise über Staatsgeschäfte zu sprechen, wo solches ohne Schädigung ihrer Interessen geschehen durfte. Er war trotz einer 40jährigen diplomatischen Laufbahn nicht auf die schiefe Ebene gekommen, auf der die meisten Diplomaten sich bewegen, die äusseren Formen,

das Geheimnisvolle, die kastenhafte Abgeschlossenheit für die Hauptsache zu nehmen. Es ist eine Betrachtung, der man sich doch nicht verschliessen kann, dass auch ausgezeichnete Männer, die Diplomaten von Fach gewesen und eben nur Diplomaten, meist oberflächlich werden, ja, dass ihnen das Eindringen in die Sachen als störend und hinderlich erscheint. Meyendorff wünschte aber immer über die tieferen Ursachen der Dinge sich Rechenschaft zu geben. Da liebte er denn auch in anderer Weise zu sprechen, als es sonst in diplomatischen Kreisen die Gewohnheit ist. In den sich in den Vordergrund drängenden Fragen über die Aufhebung der Leibeigenschaft und die agraren Verhältnisse hatte er, so viel ich weiss, keine bestimmte Ansicht, wollte aber jedenfalls eine bei weitem eingehendere Untersuchung voranschicken. Meyendorff hat bis an sein Ende in den oben bezeichneten Dienstverhältnissen und socialen Beziehungen in Petersburg gelebt. Er hatte das lebhafteste Interesse für alle politischen und wissenschaftlichen Fragen sich erhalten und seine Freude an Pflanzen, Blumen und allen Erscheinungen der Natur waren gar frisch geblieben; auch die speciellen Interessen der baltischen Heimat, der er durch sein ganzes Leben doch sehr entrückt war, fanden bei ihm stets rege Theilnahme und Unterstützung, so weit er sie gewähren konnte. Zu seinem Vergnügen gehörte es, von Zeit zu Zeit auf den reichbespickten Vogelmarkt zu gehen, die harmlosen Gefangenen zu beobachten und sich ihrer Weisen zu freuen. Ich habe ihn ein paar Mal mit besonderem Vergnügen auf diesen Gängen begleitet. Er starb nach kurzer Krankheit am 19. März 1863.

Unvergesslich wird mir der letzte Besuch bleiben, den ich in jener Wohnung im Anitschkow-Palais gemacht habe. Es war mehr denn ein Jahr vergangen, seit der treffliche Mann aus dem Leben geschieden, als ich Frau von Meyendorff sehen konnte. Ich hatte die Verwaltung von Gadebusch abgegeben und kam nur ausnahmsweise nach Petersburg. Das letzte Lebensjahr, die letzten Monate und Tage des Verstorbenen besprach die um ihn trauernde Frau, mir eine Menge Einzelheiten berichtend. Wir hatten so ein paar Stunden im Andenken und in der Verehrung des Dahingeschiedenen hingebracht und ich schied mit Bewegung und unter dem Eindruck alles Guten und Schönen, was ich gehört. Ich war bereits hinausgetreten auf den Flur, als Frau von Meyendorff, selbst die Thür öffnend, mich zurückrief und mir sagte, sie hätte noch allerlei interessante Briefe und Schriftstücke mir mitzutheilen.

Sie hätte diese Mittheilung zwar auf ein anderes Mal zu verschieben beabsichtigt gehabt, da ihr Gemüth so sehr bewegt sei. Sie würde mich aber vielleicht nicht mehr wiedersehen, und so möchte sie es doch lieber gleich thun. Ich habe sie auch später nicht gesehen. Sie brachte nun zwei Convolute hervor; in dem einen befanden sich ein paar Schriftstücke, die sich auf den Krieg bezogen, oder richtiger, auf die diesem vorangehenden Verhandlungen; das andere Convolut enthielt Briefe der Kaiserinnen und einiger Mitglieder der kaiserlichen Familie. Im ersteren fand sich nun ein Schreiben des Grafen Nesselrode an den Kaiser mit der Anfrage, um welche Stunde der Lord Hamilton Seymour die versprochene Audienz haben könne und der Bemerkung, ob Seine Majestät nicht vorher mit Meyendorff und ihm über die ersterem zu gebenden Instructionen nach Wien sprechen wolle. Auf der in kleinem Quartformat mit der grossen Handschrift Nesselrodes geschriebenen Note hatte der Kaiser mit seinen kleinen mädchenhaften Zügen die Stunde bezeichnet, in der er den englischen Gesandten sehen wolle, und hinzugefügt: *«J'ai déjà donné à Meyendorff ses instructions.»* Diese sogenannten *Instructions* waren auf einem kleinen Blättchen von kaum Handgrösse vom Kaiser eigenhändig niedergeschrieben. Meyendorff hatte nun entweder dem Kanzler noch nicht Mittheilung von den genannten Instructionen machen können oder, was wahrscheinlicher erscheint, mit dem Kanzler jene Anfrage bei dem Kaiser verabredet¹, um die sog. Instructionen durch ein dieser Benennung mehr entsprechendes Schriftstück vertauschen zu sehen. Schon aus dem Vorhergesagten geht hervor, wie der Kaiser die wichtigsten diplomatischen Geschäfte mit vollständiger Ignorirung seines Kanzlers abmachte. Jenes merkwürdige Blättchen mit der Aufschrift: *Instructions pour Meyendorff* enthielt nun ungefähr Folgendes: *«Si le 1. (13.) Juin la Turquie n'a pas cédé, entrée de mes troupes dans les Principautés.»*

«Si le 1. (13.) Juillet la Turquie n'avait pas cédé, déclaration de l'indépendance des Principautés et de la Serbie.»

«Si le 1. (13.) Août la Turquie n'a pas encore cédé, entrée des troupes autrichiennes.»

Es ist mir nicht mehr erinnerlich, ob für das Einrücken der österreichischen Truppen irgend eine Oertlichkeit bestimmt war.

¹ Frau von Meyendorff konnte keine Mittheilung darüber machen, da sie damals nicht in Petersburg gewesen war.

Ich habe das Blatt nur eine halbe Stunde vor meinen verwunderten und erstaunten Blicken gehabt, und es sind seitdem einige zwanzig Jahre verflossen. Das Blatt, die Handschrift, die Worte, die ich oben wiederholt, stehen so lebhaft vor meinem Gedächtnis, als ob es soeben geschehen.

Wie kann man sich aber die Lage von Meyendorff vergegenwärtigen, der vollkommen überzeugt war, dass ein Einvernehmen mit Oesterreich unmöglich und nun sich mit einer Instruction versehen sieht, die nicht nur Oesterreich die ausserordentlichsten politischen Zugeständnisse zumuthet, sondern auch über die österreichischen Streitkräfte verfügt. Diese unglaublichen und im höchsten Grade unwahrscheinlichen Ueberzeugungen des Kaisers begründeten den unglückseligen Krieg, an den er absolut nicht glauben wollte. Ein paar andere Schriftstücke aus demselben Couvert konnten als Beleg dafür dienen, was allgemein bekannt war, dass der Kanzler für den Kaiser ein Memoire ausgearbeitet, um ihm die wahrscheinlichen Folgen einer Besetzung der Fürstenthümer darzulegen und in dringendster Weise auf die Gefahr dieses Schrittes aufmerksam zu machen. Der Kaiser gab dem Grafen Nesselrode das Memoire zurück, mit dem Bemerken, er habe das Einrücken der Truppen bereits angeordnet; das Schriftstück sei mithin unnütz.

Ich habe schon von einem Briefe der Kaiserin Mutter gesprochen. Neu war für mich ein Brief der regierenden Kaiserin, geschrieben am Todestage von Meyendorff, ein Jahr nach dessen Ableben. Der Brief war so schön gefühlt und gedacht, dass er mir in hohem Grade Eindruck machte. Es war zufällig der Ostersonntag, auf den der Sterbetag von Meyendorff gefallen. Die kirchlichen und socialen Pflichten der Kaiserin an einem Ostermorgen sind ja bekannt. Die Kaiserin hatte trotzdem an den dahingegangenen Freund gedacht und Zeit für diesen Brief gefunden.

Es sei noch erzählt, in welcher Weise die einem protestantischen Fürstenhause entsprossene, von einem protestantischen Geistlichen confirmirte hohe Frau die Anschauungen der griechischen Kirche in sich aufgenommen hatte. Am dritten Tage nach dem Ableben von Meyendorff, kurz vor der Beerdigung, wünschte die Kaiserin die Leiche des Verstorbenen noch zu sehen. Sie liess nicht zu, dass ein paar Freunde von Meyendorff entfernt würden, um ihr sofort den Eintritt zu ermöglichen; sie wolle gern warten, vor dem Tode wären ja doch alle gleich. Bevor sie an die Leiche herantrat, fragte sie Frau von Meyendorff, ob sie ihr gestatten

würde, dem Todten ein orthodoxes Heiligenbildchen in den Sarg zu legen. Auf Frau von Meyendorffs Antwort, da das, was sie thäte, doch nur ein Zeichen der Liebe für den Verstorbenen sei, so könne sie solches nur mit Dank annehmen — näherte sie sich der Leiche, küsste dieselbe und schob in die gefalteten Hände Meyendorffs ein kleines Muttergottesbild. Frau von Meyendorff hat noch einige Jahre in Petersburg gelebt, durch die Anwesenheit ihres jüngsten Sohnes dort gefesselt. Eine kurze, schwere Krankheit desselben brachte ihr grosse Sorge. Als sie die Genesung als das höchste Glück empfand, brachte eine schwere Beleidigung, die ihr zweiter Sohn Rudolf dem Botschafter, Baron Budberg, zufügte, Verwickelungen hervor, die ihr ganzes Gemüth ergriffen. Budberg hatte in den freundschaftlichsten Beziehungen zu dem Meyendorffschen Hause gestanden, und der oft hochfahrende und rücksichtslose, vom Glücke verwöhnte junge Mann hatte Meyendorff gegenüber in Wesen und Form die Stellung eines Familienmitgliedes eingenommen und beinahe wie ein Sohn zu ihm gestanden. Frau von Meyendorff reiste nach München in der Hoffnung, einen Zweikampf zu hindern, was ihr nicht gelang. — Sie starb einige Tage später. Neben Krankheit hatte die grosse Aufregung und die rasche Reise den Tod herbeigeführt.

Trotz der Belagerung von Sewastopol, trotz der Verluste aller Art, die der Krieg brachte, trotz der schreienden Misstände, die täglich zu Tage traten, herrschte in Petersburg (1854) immer noch eine Stimmung, die keineswegs eine gedrückte genannt werden konnte.

Die erfolgreiche Verteidigung von Sewastopol, die trostlosen Zustände der feindlichen Armeen in der Balaklawabai wurden dazu benutzt, um sich tröstlichen Hoffnungen hinzugeben. In Petersburg wurde gelebt, wie in Friedenszeiten. Es waren zwar die Preise für alle importirten Waaren in ausserordentlicher Weise gestiegen. Da kam der milde Winter als Bundesgenosse zu Hilfe. Die englisch-französische Flotte hatte in den letzten Novembertagen die Ostsee verlassen und ihrem ungeschickten, thatenlosen Feldzuge dadurch die Krone aufgesetzt, dass sie keine Art von Massregeln ergriffen, um den Seehandel auch weiter unmöglich zu machen oder auch nur zu behindern. Kaum hatte nun das letzte Segel den Sund passirt, als auch das rührigste Leben in allen Häfen der Ostsee sich entwickelte. Schon fertig beladene Schiffe, die dieses Augenblickes gewärtig waren, liefen sofort aus verschiedenen

deutschen, schwedischen und dänischen Plätzen aus, um die längst erwarteten Waaren aller Art in die russischen Häfen zu bringen. Wenige Tage, nachdem die Flotte das baltische Meer verlassen, liefen so zum Beispiel nur in Reval einige zwanzig Dampfer ein, und so war der Theuerung die Spitze abgebrochen. Alle dergleichen Erfolge dienten dazu, die Gefährlichkeit der Lage vor den unklaren Köpfen zu verschleiern.

Es soll damit nicht gesagt sein, dass die ernsteren und denkenderen Leute es nicht längst erkannt hätten, dass das Staatswesen gradezu seinem Ruin entgegenging. Es darf wol vorausgesetzt werden, dass dem Kaiser allmählich die Erkenntnis kam, dass sein ganzes Regierungssystem als verfehlt betrachtet werden müsse; er schloss sich immer mehr ab und lebte streng der Erfüllung der Regierungspflichten, wie er sie sich dachte. Kein ministerieller Vortrag wurde ausgesetzt, und jeden Tag besichtigte der Kaiser persönlich die unglücklichen neueingestellten Rekruten, die, kaum in nothdürftigster Weise einexercirt, in den Tod geschickt wurden. Rafften doch Krankheit und schlechte Verpflegung mehr Menschenleben hin als die feindlichen Kugeln. Dabei blieb der Kaiser starr bei den einmal beschlossenen Massregeln; nicht einmal durch Personalveränderungen versuchte er neues Leben und bessere Verwaltung zu schaffen. Er allein glaubte alles beherrschen zu können. Er scheint keinen Vertrauten gehabt zu haben; auch der Kaiserin und den Kindern gegenüber machte er keine vertrauten Mittheilungen. Vielleicht hat er seinem hochgebildeten und ausgezeichneten Arzt, Dr. Mandt, Einblicke in seinen Seelenzustand thun lassen, solches wurde wenigstens später behauptet. Der Kaiser erschien jetzt, wie sonst, jeden Abend um 9 Uhr am Theetisch der Kaiserin, immer voll Rücksichten für die kränkelnde, ihn anbetende Frau, in herzlicher Weise die anwesenden Kinder, ganz besonders die Grossfürstin Marie begrüßend. Es war die schwierigste Aufgabe, irgend ein Gespräch in Gang zu bringen, und es wurden, so zu sagen, die Rollen vertheilt, um durch scheinbar zufällige Fragen und Mittheilungen irgend wie des Kaisers Aufmerksamkeit zu fesseln und einen Unterhaltungsgegenstand aufs Tapet zu bringen. Ich erinnere mich, dass eines Abends spät Fräul. Tutschew, jetzt Frau Aksakow, die später einen nicht unbedeutenden Einfluss am Hofe Kaiser Alexanders II. gehabt hat, damals noch ein ganz junges Mädchen und Hofdame der Kaiserin, bei der Fürstin Meschtscherski erschien und mit Befriedigung erzählte, dass es

gelingen sei, denselben Abend den Kaiser aus seiner abgeschlossenen Gleichgiltigkeit herauszubringen. Die Grossfürstin Marie hatte nämlich mit Frl. Tutschew verabredet, dass sie die Frage aufwerfen würde, ob letztere schon den letzten Roman von Turgenjew gelesen, um sich auf die bejahende Antwort in ein Gespräch über dieses Buch einzulassen und vielleicht des Kaisers Aufmerksamkeit zu fesseln. Das war denn auch gelungen. Der Kaiser hatte ausführlich über Turgenjew gesprochen, sich informiren, und einiges aus dem Buche vorlesen lassen. Es wäre eine so angenehme Stimmung in dem hohen Kreise gewesen, wie seit langem nicht.

Noch ein Ereignis an einem jener Abende bei der Kaiserin das jedoch in den Beginn des Krieges gehört, sei hier geschildert.

Unter die Vorstellungen, die sich in den Regierungskreisen festgesetzt hatten, war auch die einer Landung feindlicher Truppen im baltischen Meere. Alles sprach eigentlich gegen eine solche Vorstellung. Es waren keine Landungstruppen eingeschifft worden; alle Kräfte der kriegführenden Mächte waren in vollem Masse durch das Abenteuer in der Krim in Anspruch genommen &c.; aber vorgefasste Meinungen lassen sich schwer bannen. Ob nun der in Reval commandirende General v. Berg selbst wirklich an die Möglichkeit einer Landung glaubte, oder ob er diese Vorstellung nur benutzte, um seiner Thätigkeit mehr Geltung zu verschaffen, oder um seinen Untergebenen mehr Eifer einzufliessen, jedenfalls ergriff er alle Massregeln, als ob eine Belagerung oder Eroberung Revals möglich wäre, als ob eine Landung bei Reval zu erwarten sei. Es standen, beiläufig bemerkt, in Estland mindestens dreimal so viel Truppen, als im äussersten Fall die Verbündeten an irgend einem Punkte hätten ausschiffen können. General v. Berg begnügte sich nun nicht damit, Batterien anzulegen und einzelne Punkte zu befestigen, um einer etwaigen Beschiessung und Landung erfolgreich entgegen zu treten, sondern er hatte leider eine von den Vorstädten Revals, die sich nach Westen, das Meer entlang, hinzog, als ungünstig für eine Verteidigung Revals erspäht.

Die Reperbahn bildete seit längerer Zeit eine von den Bewohnern Revals im Sommer bewohnte, villenartige Vorstadt. Hier waren meist ältere, unscheinbare, ihren Besitzern aber gar liebe, von alters herrührende Sommerwohnungen aufgebaut, die mit der herrlichen Aussicht aufs Meer in ihrer ländlichen Zurückgezogenheit und Stille einen Gegensatz zu dem geräuschvollen, modernen Katharinenthal bildeten. Hier besass auch ein Veteran der russi-

schen Armee ein kleines Heim, dem er alle seine Liebe zugewandt, hier pflegte er, umgeben von seinen Kindern und Grosskindern seine Blumen und hatte wol nicht an die Möglichkeit gedacht, dass das Häuschen Kriegszwecken hinderlich sein könnte. General von Wachten hatte sich in seiner ersten Jugend in den Kriegen von 1807—14 schon sehr ausgezeichnet, zumal im türkischen Feldzuge 1828—29 sich einen wohlverdienten militärischen Ruf erworben. Er war Stabschef beim Armeeecorps des Prinzen Eugen v. Württemberg gewesen. Der commandirende General und sein Stabschef hatten dieses Corps vor jedem Misgeschick bewahrt und nur Erfolge zu verzeichnen gehabt. Im Winter 1828/29 aber hatte Wachten den sehr vorgeschobenen Posten von Burgas am Schwarzen Meere mit einer Handvoll Leute glücklich behauptet, und war die Behauptung dieses vorgeschobenen Postens für die Verpflegung der Armee 1829 ausserordentlich wichtig.

Seit einem Jahrzehnte weilte der würdige, allgemein verehrte und als tüchtiger Kriegsmann bekannte alte Herr in Reval, als er eines Tages durch die Nachricht erschreckt wurde, sein Häuschen und seine lieben Bäume schädigten die Sicherheit Revals und sollten so wie die ganze Reperbahn zerstört und alles dem Boden gleich gemacht werden. Er unterstützte beim General v. Berg alle Bitten und Vorstellungen der Betheiligten und sämtlicher Bewohner Revals, möchte ich sagen, gegen dieses grausame und unnütze Zerstörungswerk. Sein Widerspruch hatte einen besonderen Werth, da der geistesfrische Mann nicht weniger als General v. Berg die Lage beurtheilen konnte und sein Charakter niemandem den Zweifel erlaubte, dass er nicht gar gern jedes persönlich nothwendige Opfer für das Vaterland getragen hätte. General v. Berg blieb bei seinem gefassten Vorhaben und erwirkte bald die Erlaubnis, sein Zerstörungswerk auszuführen. Wachten war dem Kaiser wohlbekannt; Seine Majestät hatte ihn immer besonders wohlwollend behandelt und ihm verschiedene, nicht unbedeutende militärische Posten angeboten. Die stets freundliche und wohlwollende Kaiserin schätzte auch persönlich den trefflichen alten Mann und hatte ihn während ihres Aufenthalts in Reval nicht nur öfters gesehen, sondern ihn in seinem Heim besucht, um sich der schönen Aussicht zu erfreuen. General Wachten, der nicht direct dem Kaiser schreiben mochte, um nicht als unberufener Kritiker des Obercommandirenden zu erscheinen, schrieb an die Kaiserin. Er erzählte ihr von dem beabsichtigten Zerstörungswerk,

er schilderte ihr die bedeutenden Verluste, die dadurch eine Menge Personen erleiden müssten; er sprach der Kaiserin seine Ueberzeugung aus, dass diese Massregel weder nothwendig sei, noch zur Sicherstellung Revals irgend etwas beitragen könnte. Er schilderte auch in warmen Worten, wie nicht nur die materiellen Verluste zu berücksichtigen seien, sondern auch die Gefühle der Anhänglichkeit und Liebe, die so viele Personen für ihre lieben Wohnstätten hätten, die doch nicht unnütz verletzt werden sollten. Er selbst wäre in dieser Lage, und wenn er jedes persönliche grosse Opfer auch gern seinem Kaiser und Vaterlande bringen würde, so könnte er bei dem ihm zugemutheten Opfer nicht die Befriedigung haben, dass es eben ein nützliches Opfer sei. Die treffliche Kaiserin war tief bewegt durch diese Schilderung, und auch lebhaft erfüllt von dem Wunsche, den Schmuck der Stadt Reval zu erhalten. Um nun recht sicher zu gehen, liess sie den damaligen Generalquartiermeister der russischen Armee, den von ihr und dem Kaiser hochgeschätzten Baron Wilhelm Lieven, eine Stunde vor dem gewöhnlichen Erscheinen des Kaisers zu sich entbieten. Sie sprach mit ihm den Brief und die ganze Sachlage durch und wurde durch Lieven darin bestätigt, dass das Vorhaben des Commandirenden in keiner Weise nothwendig erscheine. Als der Kaiser kam, nahm die Kaiserin allen ihren Muth zusammen und erzählte ihm mit der ihr so natürlichen Anmuth, dass sie Nachrichten aus dem lieben Reval bekommen hätte, dass der ihnen beiden so liebe Ort von den unvermeidlichen Beschwerden des Krieges viel zu leiden habe, und erwähnte dann zuletzt der beabsichtigten Zerstörung der Reperbahn, dem Kaiser den anmuthigen Ort und die gemeinsame Fahrt zu Wachten in Erinnerung bringend. Der Kaiser hatte freundlich und wohlwollend zugehört; als nun aber die Anordnungen des Generals Berg zur Sprache kamen, verschwand diese gute Laune sofort. Unser Kaiser sagte, Berg habe allein die Nothwendigkeit zu beurtheilen und die Massregeln anzuordnen.

Als nun die Kaiserin für ihr liebes Reval dennoch dringend eintrat, sich auf die Meinung des Generals Wachten berief und, auf den anwesenden Generalquartiermeister weisend, sagte, er sei auch der Ansicht, dass die Sicherheit Revals in keiner Weise durch das Fortbestehen der Vorstadt geschädigt werde, antwortete der Kaiser sehr unwillig: «Lieven versteht das nicht und soll sich nicht um Dinge kümmern, die ihn nichts angehen.»

Die Kaiserin, die verschiedene Briefe zurechtgelegt hatte, um

Bruchstücke aus ihnen vorzulesen, legte diese eilig und traurig zur Seite, und das Schicksal der Reperbahn vollzog sich. — Ich habe die Erzählung der Vorkommnisse jenes Abends im Winterpalais nicht nur sofort von zwei Damen erhalten, die anwesend waren, sondern Baron Lieven selbst hat mir im Jahre 1863 die Richtigkeit der ganzen Erzählung bestätigt, sowie namentlich des für ihn harten Ausdrucks: «Lieven versteht das nicht.»

Zum Winter 1855 zurückkehrend, bemerke ich, dass im Januar und Anfang Februar es in Petersburg täglich erzählt wurde, der Kaiser sei unwohl und muthe sich zu viel Strapazen zu. Ich selbst hatte eine leichte Grippe, die mich nicht am Ausgehen hinderte. Als mir aber eine Freundin, durch mein Husten beunruhigt, den Dr. Karell schickte, gab mir dieser Stubenarrest. Bei den paar Besuchen, die ich von ihm erhielt, erzählte er mir, dass der Kaiser eine ganz gleiche Grippe hätte, dass aber sein Zustand sich verschlimmere, Seine Majestät nicht, wie ich, folgsam sein und das Zimmer einige Tage hüten wolle. Ich verliess dann auch am Montag nach dem Carneval, völlig hergestellt, Petersburg und ging nach Gadebusch, wohin ich eine grössere Jagdgesellschaft geladen, da sehr gute Aussichten für erfolgreiche Jagden vorlagen. Die Freunde waren auch zahlreich am Dienstag erschienen. Der erste Jagdtag war sehr glücklich gewesen, es sollte noch ein zweiter folgen, und die Gesellschaft blieb länger in Gadebusch, als zuerst verabredet war. Mehrere ältere Herren waren anwesend, und die Heiterkeit war eine sehr grosse. Mein zweiter Bruder, der einen Theil des Winters mit mir in Petersburg zugebracht, unterstützte mich, unseren Gästen Gadebusch recht angenehm zu machen. — Durch ihn, einen trefflichen Erzähler, kam auch über die anderen Herren eine Lust zum Fabuliren, die gar Ergötzliches zuwege förderte. Nicht nur, dass Graf Fersen, der spätere Oberjägermeister und der geistvolle, sarkastische General Bibikow, Treffliches leisteten; sie wurden durch den Eifer und die Einfälle des Aeltesten unter uns, des Generals der Cavallerie, Freiherrn Emmerich v. Offenbergh, übertroffen. Ein Kurländer von echtem Schrot und Korn, hatte General Offenbergh lange im Inneren des Reiches gestanden, sich dennoch sehr mangelhaft das Russische angeeignet, dabei aber auch die deutsche Muttersprache nicht in grosser Vollkommenheit cultivirt; so dass auch sprachlich seine Erzählungen den höchlichst komischen Effect erreichen konnten. — Die Dreigespanne schüttelten schon längere Zeit an der Thür ihre

Schellen, bevor sich die Gesellschaft vom Frühstückstisch erhob. Die Pelze wurden angezogen, die Schlitten bestiegen; da verliess der alte General nochmals den Schlitten, trat ins Haus zurück, von den anderen gefolgt, indem er in seinem originellen Gemisch von Deutsch und Russisch behauptete, ihm wäre eine noch bessere Geschichte eingefallen als die zuletzt von meinem Bruder erzählte; er müsse diese noch mittheilen. Unter homerischem Gelächter wurde denn endlich aufgebrochen.

Welch andere Gemüthsstimmung ergriff aber die Jagdgenossen, als sie nach Petersburg zurückkehrten! Abends dort angelangt, wurden alle durch die Nachricht erschüttert, der Kaiser, den man nur unwohl gewusst, liege im Sterben. Wir beiden Brüder verliessen Gadebusch vierundzwanzig Stunden später. In der Nähe von Reval hörten wir von aus Reval auf ihre Güter heimkehrenden Freunden, dass der allmächtige Kaiser gestorben und dass seinem Sohne bereits der Eid geschworen sei. Wie tief diese Nachricht jeden damals erfasste, weiss und glaubt vielleicht die jetzige Generation nicht.

Die grossen Schäden, die das Regierungssystem des Kaisers Nikolai aufgezogen, waren durch den Krieg bereits zum Theil aufgedeckt, kamen jedoch erst später zur vollen Erkenntnis. Der grosse, hochachtungswerthe Charakter des Kaisers aber, die absolute Reinheit seines Willens dem Vaterlande zu dienen, das Chevalereske seines persönlichen Auftretens, die Gewohnheit, seinen Willen als massgebend für das Reich zur Geltung zu bringen, die Mannhaftigkeit seines Wesens, schliesslich sein schöner Tod — all dieses wirkte mächtig auf die Gefühle aller Schichten der Bevölkerung. Allen drängte sich die Frage auf: was nun? und der Verlust schien ein unermesslicher — ein Irrthum vielleicht, aber ein Irrthum, der im ersten Augenblick durch das ganze Reich ging und feste, ruhige Männer in Thränen ausbrechen liess.

Der Krieg wirkte immer verheerender auf die inneren Zustände. Die sich alle drei bis vier Monate wiederholenden Aushebungen der Mannschaften zerrütteten nicht nur das Lebensglück so vieler Menschen in schon vorgerückten Lebensjahren, sie erschwerten den Betrieb der Landwirthschaft &c. Im August fiel denn auch Sewastopol. So kam der Herbst, und noch immer erschienen keine Zeichen, dass der Frieden zu erhoffen sei, war doch die einzige Gelegenheit unbenutzt vorübergegangen. Zu Ende des

Märzmonats oder Anfang April hatte sich eine günstige Gelegenheit geboten, um den so nothwendigen Frieden zu erlangen. Diese Gelegenheit war aber nicht ergriffen worden. Die Conferenzen in Wien waren niemals ganz abgebrochen worden. Das Bestreben der Westmächte, Oesterreich und Preussen zu entscheidender Stellung zu veranlassen, diese Mächte, mindestens Oesterreich, in den Bund der Kriegführenden aufzunehmen, führte immer wieder Besprechungen herbei. Es war eine folgerechte Entwicklung, dass die Conferenzen in Wien neues Leben erhielten durch die Nachricht vom Tode des Kaisers Nikolai. Sein tragisches Ende versöhnte manche Leidenschaft; dem jungen Kaiser wurden auch von feindlicher Seite manche Sympathien entgegengetragen. Hierzu kam nun noch, dass trotz mancher Erfolge sowol in der Krim wie in der Dobrudscha die Lage der vereinigten Armeen eine gar schwierige war. Unter diesen verschiedenen Eindrücken war in Wien ein Protokoll zu Stande gekommen, in dem die Bedingungen ausgesprochen waren, unter welchen die kriegführenden Mächte zu einem Friedensschluss geneigt erschienen. Unser Gesandte in Wien, der Fürst Gortschakow, übermittelte dieses Protokoll mit den Friedensbedingungen nach Petersburg.

Diese Friedensbedingungen waren so günstig für Russland, dass es unbegreiflich erscheint, wie sie nicht sofort angenommen wurden. Keine Abtretung von Land irgendwo, keine Kriegsentschädigungen, keine Beschränkung des russischen Einflusses auf die christliche Bevölkerung in der Türkei, keine Bestimmung über Aufhebung der Festung von Sewastopol wurden verlangt. Nur eine Beschränkung wurde Russland zugemuthet: es sollte seine Flotte im Schwarzen Meere nicht unbemessen vergrößern. Es war eine gewisse Zahl von grösseren und kleineren Fahrzeugen festgesetzt, die als Maximum der russischen Flotte bezeichnet wurde. Diese Bestimmung wurde noch dadurch gemildert, dass als Begründung dieser Forderung auf die Nothwendigkeit hingewiesen wurde, dass die russische Flotte im Schwarzen Meere nicht der türkischen überlegen sein solle, weil dadurch die Sicherheit Constantinopels und die Ruhe Europas in jedem Augenblick gefährdet erschiene. — Der Kaiser Alexander, der eben den Thron bestiegen, hatte auch diese geringe Beschränkung des russischen Prestige nicht zuzugeben für möglich gehalten. Seine Rathgeber nicht nur, sondern mindestens eben so viel die thörichte Ueberhebung der schon damals in den Vordergrund tretenden nationalen

Partei trifft die Schuld dieses Fehlers, dessen Folgen nicht zu ermessen sind.

Auf den Fürsten Gortschakow in Wien, der genau informiert war, dem selbst ein grosses Verdienst daran gebührt, dass nur diese Bedingungen in das Protokoll aufgenommen wurden, fällt unfehlbar der Vorwurf, nicht mit aller Energie die Annahme des Protokolls empfohlen zu haben. Seine Note soll ein diplomatisches Kunstwerk sein, aus dem man das eine und das andere herauslesen konnte. Es fehlte ihm der moralische Muth, die Annahme als absolut nothwendig hinzustellen. Anders verhielt sich hierzu der Oberbefehlshaber der russischen Armeen im Süden, ein anderer Fürst Gortschakow. Sobald er die vorgeschlagenen Bedingungen erfahren, sandte er einen Courier nach Petersburg, die Annahme dringend empfehlend und die Bedingungen als äusserst günstig schildernd. Der Courier brauchte bei aller Eile doch vier bis fünf Tage zur langen Reise. Die Versäumnisse der letzten Regierung strafen sich hier noch in bösester Weise. Als der Courier ankam, waren die Würfel bereits gefallen, die Friedensbedingungen abgewiesen. Hätte es Telegraphenlinien gegeben, so hätte das dringende Wort des Heerführers: «Wir können keine Erfolge hier erhoffen» rechtzeitig zur Kenntniss des Herrschers gebracht, wol dessen Entscheidung nach anderer Seite hin bedingt.

Die zum Theil durchgeführte Mobilisirung der österreichischen Armee hatte dem Staate bereits ausserordentliche Geldopfer gekostet. Oesterreich konnte nicht länger in der Stellung verharren, die es bis hiezu eingenommen. Die Weigerung Russlands, irgend eine Art von Concession für einen Frieden bieten zu wollen, drängte Oesterreich zum entscheidenden Schritt. In Petersburg rief diese Haltung Oesterreichs den grössten Unwillen hervor. Immer noch glaubte man beanspruchen zu dürfen, dass Oesterreich, eingedenk der im Jahre 1848 geleisteten Dienste, zur Unterstützung Russlands eintreten solle. In leidenschaftlichster Weise wurde Oesterreich angegriffen; es galt als patriotisch, auf Oesterreich zu schimpfen. Ich habe den grössten Unsinn, die härtesten Urtheile gehört, zumal in nationalen und militärischen Kreisen. Graf Esterhazy weilte schon seit mehreren Monaten in Wien, und seine Rückkehr wurde seit längerer Zeit erwartet. In den letzten Decembertagen aber hiess es, er käme gewiss. Die mit den Verhältnissen einigermassen vertrauten Personen waren überzeugt, dass Esterhazy die wichtigsten Mittheilungen überbringen werde. Gleich vielen anderen erwartete ich mit fieberhafter Ungeduld die Rück-

kehr meines lieben Freundes. Mir schien es unzweifelhaft, dass der Augenblick der Krisis eingetreten sei.

Graf Fersen hatte für den 2. Januar eine Jagd veranstaltet, und sollten wir unser Hauptquartier auf der Poststation Jaschtschera, 75 Werst von Petersburg entfernt, haben, eine Station, durch die Esterhazy kommen musste. Die Pferde waren für ihn bestellt, eine Theemaschine wurde die ganze Nacht in Bereitschaft gehalten, und ich blieb angekleidet auf meinem Bette liegen in der Hoffnung, den werthen Reisenden mit Speise und Trank zu versehen und mit ihm plaudern zu können. Die Nacht verstrich, ohne dass Esterhazy kam, und mit Tagesanbruch verliess ich mit Freiherr v. Werthern das Posthaus, um einem starken Bären nachzustellen. Ein wohlhabender Bauer aus einem benachbarten Dorfe, der uns in kleinem Schlitten tief in den Forst hineinfahren sollte, hatte öfters das Glück gehabt, den regierenden Herrn noch als Thronfolger auf ähnliche Jagden, wo doch nur ein schmales Gefährt gebraucht werden kann, zu fahren. Nicht wenig amüsirte es uns, diesen einfachen Bauern über die Frage reden zu hören, die uns und ganz Russland in hoher Spannung hielt. Er meinte, der Kaiser solle nur Frieden schliessen, die Feinde wären jetzt zu stark für uns, und wir hätten schon zu viele Menschen in den Krieg geschickt; man könne ja bei besseren Zeiten ein anderes Mal wieder anfangen. Der einfache Bauernverstand beurtheilte die Verhältnisse viel richtiger als die thörichten Chauvinisten der Hauptstadt. Wir hätten ihn gern nach Petersburg geschickt. — Graf Esterhazy passirte, während wir im Walde waren, die genannte Station und traf in der Nacht vom 2. auf den 3. Jannar in Petersburg ein.

Es vergingen einige Tage in Unsicherheit und Ungeduld, und keine Kunde drang ins Publicum. Das Wichtige, was unterdessen vorgefallen, kam durch einen scherzhaften Zwischenfall früher zu meiner Kenntniss, als es wol sonst geschehen wäre.

Ich war am 7. Morgens beim französischen Coiffeur, der nicht nur dem Kaiser allmonatlich die Haare zu schneiden die Ehre hatte, sondern auch eine gar verbreitete Clientel besass. Nachdem er einen Gehilfen mit den Worten weggeschickt, er werde mir selbst die Haare schneiden, raunte er mir ins Ohr, ob ich irgend welche Nachrichten hätte und was wol geschehen sei? Ich konnte ihm mit gutem Gewissen sagen, ich wüsste von gar nichts; er meinte aber, ich wäre doch in der österreichischen Botschaft so befreundet. Die jungen Herren hätten nicht nur die ganze Nacht

geschrieben, sie hätten auch die ganze Nacht Champagner getrunken und wären sehr lustig gewesen, und sonst wäre es doch so still da; er selbst käme eben aus der Gesandtschaft und habe solches von den Leuten aus sicherster Quelle. Das war denn allerdings auffallend, und mein rasches Pferd brachte mich bald an die Thür von Esterhazy. Glücklicherweise war dieser zu Hause und allein. Als ich ihn scherzend fragte, was denn in der Botschaft los wäre, meinte er, er wüsste von gar nichts. Als ich ihm aber meine kleine, eben erfahrene Episode erzählt hatte und er sich durch ein paar verschlossene Thüren versichert, dass kein Wort gehört werden könnte, sagte er mir, dass er im Glauben an meine Discretion mir anvertrauen wolle, dass die Friedenspräliminarien gestern Abend unterzeichnet seien. Es würde ja nächstens zur Kenntnis aller kommen, müsse aber ein Geheimnis bleiben, bis der Courier in Wien angelangt. Er selbst aber wäre bis auf den Tod erschöpft; er habe neben körperlichen Strapazen und geistiger Arbeit so viel Unangenehmes und persönlich Kränkendes erfahren, dass er absoluter Ruhe bedürfe und gern in Gadebusch einige Tage ganz still mit mir und höchstens ein paar Jagdfreunden verleben wolle. Dort würde er mir auch alles, was vorgefallen, erzählen, doch könne er noch nicht den Tag bestimmen, da er eine Antwort aus Wien erwarte und Mittheilungen hier zu machen habe. In wenigen Tagen würde er sich einen Urlaub bewilligen dürfen. — Ich konnte ihm nun meinerseits in der Freude meines Herzens auch melden, dass ein Bär wohl eingekreist sei und ihn erwarten würde, und dass auch alle Wahrscheinlichkeit zu guter Elchjagd vorhanden. Ich brauchte ihm nicht zu versichern, dass es für mich eine ausserordentliche Freude sei, ihn bei mir aufnehmen zu dürfen.

In wenigen Tagen waren wir auch richtig in Gadebusch. Schönes Winterwetter, glückliche Jagd — denn sowol Bär wie Elche kamen auf den abgehetzten Diplomaten zu — das stille, freundliche Haus und ein paar intime Freunde, lebhaft und doch ruhige Unterhaltung liessen den trefflichen Esterhazy bald sein Gleichgewicht wiederfinden. Ueber die Vorgänge erzählte er nun Folgendes: Gleich nach seiner Ankunft in Petersburg sei er zum Kanzler geeilt, um die wichtige Botschaft mitzutheilen, deren Ueberbringer er war. Oesterreich hatte mit den Westmächten Friedenspräliminarien verabredet, deren Annahme nicht nur dringend empfohlen wurde, deren Verwerfung das sofortige Eintreten Oesterreichs in die kriegerische Action zur Folge haben würde. Ihm,

Esterhazy, aber wäre aufgetragen, wenn bis zum 7. Morgens ihm keine entscheidende und befriedigende Antwort erteilt worden, mit dem ganzen Gesandtschaftspersonal abzureisen. Graf Nesselrode aber habe seine Eröffnungen sehr kühl aufgenommen, augenscheinlich an den Ernst der Situation nicht glauben mögen, und er wäre bei mehrfachen Conferenzen mit dem Kanzler keinen Schritt vorwärts gekommen. Es habe ihm geschienen, dass der Kanzler seiner Erklärung, dass mit dem Ueberschreiten der österreichischen Grenze durch ihn, Esterhazy, sofort die Concentrirung der österreichischen Truppen beginnen und die Kriegserklärung folgen würde, keinen vollen Glauben beimesse. In dieser verzweifelten Lage habe er sich entschieden, seine Instructionen Baron Werther mitzutheilen und ihn zu ersuchen, seinerseits dem Kanzler vorzustellen, wie ernst die Lage und wie entschlossen zum Handeln Oesterreich sei. Diesen Darlegungen des Herrn v. Werther habe nun Graf Nesselrode eine ganz andere Aufmerksamkeit gewidmet, ihm den Glauben geschenkt, den er Esterhazy versagt habe. Erst nach der Conferenz mit Herrn v. Werther habe der Kanzler dem Kaiser die Dringlichkeit der Angelegenheit dargelegt. Am nächstfolgenden Tage habe nun Baron Werther allerdings einen weiteren, wichtigen Schritt gethan.

Er hat erklärt, dass er den Auftrag habe, die volle Zustimmung seiner Regierung zu jener Vereinbarung mitzutheilen und die dringende Bitte auszusprechen, den Vorschlag Oesterreichs anzunehmen, da im entgegengesetzten Falle die schlechtesten Folgen zu erwarten seien¹.

Werther hatte auf seine eigene Verantwortung und ohne weitere Instruction so gehandelt, damit einen ausserordentlichen Dienst geleistet und einen Grad der Initiative und des Muthes entwickelt, den wir ihm kaum zugetraut hätten.

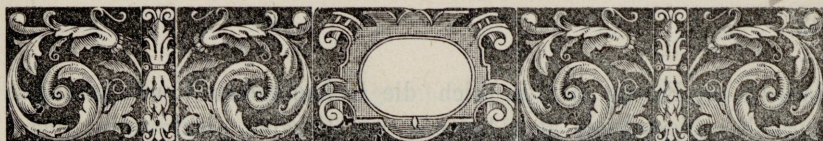
Am 6. Abends in später Stunde habe der Kanzler ihn, Esterhazy, zu sich bitten lassen und ihm die einfache Annahme der Vorschläge durch Seine Majestät den Kaiser mitgetheilt. Esterhazy hatte einen möglichst wichtigen Auftrag glücklich durchgeführt. Er hatte damit seinem Vaterlande einen grossen Dienst geleistet; er hatte Russland das Rettungsseil gereicht, durch welches dasselbe aus der unleidlichen Stellung treten konnte, in die

¹ Im Sommer 1873 habe ich in München vom Baron Werther die Bestätigung des oben Gesagten erhalten.

es gerathen; er hatte aber nicht die rechte Freude an dem grossen Erfolg. Der alte Edelmann und Cavalier war tief verletzt bei dem Gedanken, dass man ihm keinen Glauben geschenkt und dass erst die Dazwischenkunft eines Dritten nöthig war, um der Wahrheit die Thür zu öffnen. Ich suchte ihm diesen falschen Standpunkt auszureden, da dieses Misstrauen nicht ihn träfe, sondern in der wechselnden, schwankenden Haltung seiner Regierung zu suchen sei, sowie in den allerdings unrichtigen Mittheilungen einzelner seiner Collegen in Wien und an einigen europäischen Höfen. Der treffliche Mann beruhigte sich denn auch allmählich. Der Stachel hatte aber tief gesessen. Ich kehrte mit Esterhazy nach Petersburg zurück. Er führte zu seiner Freude den erlegten Bären mit sich, den er, als Trophäe wohl hergerichtet, nach Hause schicken wollte.

Was war aber nun, möchte ich sagen, *intra muros* geschehen, um diesen wichtigen Act zum Abschluss zu bringen? Erst in der Nacht vom 5. auf den 6. hatte der Kaiser sich entschlossen, auf die entschieden ablehnende Haltung zu verzichten, die er den österreichischen Vorschlägen gegenüber behauptete. Es waren ja grosse Opfer zu bringen, Opfer, wie sie in der russischen Geschichte noch nicht verzeichnet gewesen. So hatte denn der Kaiser erst am 5. Abends befohlen, die von ihm bezeichneten Personen zu einer Berathung zu versammeln. Zu der Stunde, wo sonst der Kaiser an der kirchlichen Ceremonie des 6. Januar Theil zu nehmen pflegt, trat diese Versammlung zu jener denkwürdigen Berathung zusammen. Ausser dem Grossfürsten Constantin und dem Kanzler waren berufen worden: der Graf Orlow, der Graf Bludow, der Kriegsminister Fürst Dolgoruki, der Finanzminister v. Brock und Baron Peter Meyendorff. — Nachdem die Vorschläge Oesterreichs mitgetheilt waren und der Kaiser zur Berathung aufgefordert hatte, war Graf Bludow sofort herausgepoltert mit allgemeinen Redensarten über die Ehre Russlands &c., die es nicht erlaubten solche Vorschläge anzunehmen. Der Grossfürst Constantin stimmte dem bei. Da erbat sich Baron Meyendorff das Wort und meinte, ob es nicht nothwendig sei, von den anwesenden Kriegs- und Finanzministern ein Bild der Lage des Heeres und der Finanzen sich zu erbitten. Auf Befehl des Kaisers gaben nun die beiden Herren ein Tableau der Zustände, die uns jetzt gar wohl bekannt sind: Mangel an Truppen, eine furchtbare Sterblichkeit unter den rasch eingestellten Mannschaften, Mangel an Pulver und die

äusserste Schwierigkeit Salpeter zu beschaffen, Mangel an Transportmitteln im Süden des Reiches &c. Das Bild, das der Finanzminister entworfen haben muss, kann ja nur die vollkommene Erschöpfung der Reichsfinanzen, die Schwierigkeit, noch grössere Massen von Papiergeld zu emittiren, die absolute Stockung des Handels, und derzufolge das Lagern von russischen Exportgegenständen im Werthe von Millionen und abermals Millionen enthalten haben. Nachdem nun Meyendorff lebhaft für die Annahme der Bedingungen eingetreten, soll auch Graf Bludow selbst gemeint haben, der Nothwendigkeit solle man sich im Leben beugen. Als der Kanzler jede Hoffnung auf die Möglichkeit weiterer Verhandlungen abgeschnitten und die bestimmte Abreise des Grafen Esterhazy am nächsten Tage mitgetheilt hatte, fasste der Kaiser den schweren, aber nothwendigen und wohlthätigen Entschluss, die Vorschläge anzunehmen. Ich habe diese Erzählung aus dem Munde von Baron Meyendorff selbst, wie ich auch vom Kanzler persönlich gehört, dass er anfänglich nicht an den Ernst der Instructionen Graf Esterhazys geglaubt habe und wie entscheidend Baron Werthers Mittheilungen für ihn gewesen.



II.

Der Friede war geschlossen. Bald folgten bedeutende Personalveränderungen in den höchsten Regierungsstellungen. Wenn auch nicht sofort organische und gesetzgeberische Massregeln Platz griffen, so tauchten doch bald Gerüchte über solche nach verschiedenen Richtungen hin auf und bewegten lebhaft die Gesellschaft. Aufhebung der Leibeigenschaft, Abschaffung des berüchtigten Systems der Branntweinspacht, des Otkup, waren in aller Munde. Es vergingen jedoch Jahre, bevor diese eingreifenden, auf die Geschicke Russlands so bestimmenden Gesetze wirklich ins Leben traten. Ich erwähne ihrer hier, weil sie doch auch bei den Personalernennungen schon einen gewissen Einfluss gehabt haben mögen und habe nun über diese Ernennungen zu berichten.

Da ich nur Selbsterlebtes, Erfahrenes und Beobachtetes, im einzelnen schildere, so kann ich eben nur ausführlicher über die Personen berichten, denen ich persönlich nahe getreten bin. Die wichtigste Personalveränderung war nun der Rücktritt des greisen Kanzlers Nesselrode und seine Ersetzung als Ministers des Auswärtigen durch den Fürsten Gortschakow. — Es ist mir ein besonderes Vergnügen, die Persönlichkeit der Genannten zu charakterisiren und gewissermassen eine Parallele zwischen diesen beiden in jeder Beziehung verschiedenen Männern zu ziehen.

Nesselrode legte sein Amt nieder, nachdem der Friede geschlossen, der zum ersten Mal in den Annalen des modernen Russland einen Verlust an dessen Länderbesitz hatte verzeichnen

lassen, ein Friede, der in sich die Keime neuer Verwickelungen enthielt. Nesselrode aber hatte diesen Frieden nicht selbst negociirt, und er hatte alles dafür gethan, um diesen unheilvollen Krieg abzuwenden. Seine Rathschläge waren nicht berücksichtigt; ihn könnte nur der Tadel treffen, dass er in seinem Widerstande nicht bis zur Bitte um Entlassung gegangen war. Ob ein solcher Tadel ihm gemacht werden darf, scheint mir sehr zweifelhaft. Seine Stellung war nicht die eines constitutionellen oder verantwortlichen Ministers; er hatte im Gegentheil während der langen Reihe von Jahren, während derer er das auswärtige Amt verwaltet hatte, immer und immer wieder den persönlichen Ansichten nicht nur, sondern den Gefühlen, möchte ich sagen, der beiden Herrscher, denen er gedient, Rechnung tragen müssen. Er hatte dabei, so viel sich sehen lässt, seine conservativen, friedlichen Ueberzeugungen gewahrt und vielfach zur Geltung gebracht. Er hat namentlich stets in der orientalischen Politik den Gelüsten der Herrscher und der orthodoxen, sowie der sich allmählich entwickelnden slavischen Partei Widerstand geleistet; er hat immer wieder nicht nur gewartet, sondern auch in unzähligen Fällen Intriguen abgewehrt, Gewaltmassregeln gegen die türkischen und persischen Nachbarn hintertrieben, die Gelüste einer grossartigen centralasiatischen Eroberungspolitik im Zaum gehalten. Alle diese wesentlichen Dienste hatte er aber nur leisten können, indem er unter dem Schatten der überall eingreifenden Kaiser sein stilles, hemmendes, ordnendes, ausgleichendes tägliches Geschäft verrichtete. Nicht einmal die Staatsarchive, wenn sie auch schrankenlos geöffnet werden, können volle Einsicht in diese Verhältnisse geben und sein Verdienst in volles Licht stellen; da scheint es von Interesse, die Züge festzuhalten, die den Mann zu dieser Rolle befähigten, und auch die Stellung zu kennzeichnen, die er in diesem langen Zeitraum am Hofe und in der Gesellschaft eingenommen hat.

Einer altadeligen, westfälischen Familie entstammend, war Graf Nesselrode, der Vater des uns jetzt beschäftigenden Staatsmannes, in russische Dienste getreten. Die Mutter von Nesselrode war eine Frankfurterin, Tochter eines der dortigen Patriciergeschlechter. Bald nach seiner Verheirathung war Graf Nesselrode zum Gesandten in Lissabon ernannt. Ihm war die Vergünstigung geworden, ein englisches Kriegsschiff benutzen zu dürfen, um sich auf seinen entfernten Posten zu begeben. Vor der Ausschiffung auf der Rhede von Lissabon erblickte der zukünftige russische

Kanzler an Bord einer englischen Fregatte das Licht der Welt. Wie er selbst zu erzählen pflegte, hatte er dadurch alle Rechte eines geborenen Engländer's zu beanspruchen. Es war, als ob damit dem Grafen Nesselrode eine eigenthümlich vielseitige, kosmopolitische und auch gesellschaftlich vermittelnde Stellung angewiesen wäre. Mit jungen Jahren Oberst in der Garde zu Pferde und Adjutant des Kaisers Paul, hatte er um die Erlaubnis gebeten, sich in das Hauptquartier des Feldmarschalls Suworow nach Italien zu begeben. Der Kaiser hatte die Bewilligung dazu ertheilt. In Kiew aber erreichte den Reisenden ein Feldjäger mit dem Auftrag, sofort nach Petersburg zurückzukehren¹. Bei der nächsten Parade, der Graf Nesselrode beiwohnte, fand nun der Kaiser, dass Nesselrode schlecht zu Pferde sässe, schlecht reite, zu klein zum Militärdienste sei, strich ihn aus der Liste der Adjutanten und liess ihn als Staatsrath in das Collegium der auswärtigen Angelegenheiten einschreiben.

So kam Graf Nesselrode in den diplomatischen Dienst. Er lenkte bald die Aufmerksamkeit auf sich und erhielt in Paris die nicht leichte Stellung eines Botschaftsraths, als Fürst Kurakin dort Botschafter wurde. Einer der Bevollmächtigten Russlands auf dem Wiener Congress, wird er gleich darauf ins Cabinet berufen, in welchem er die Geschäfte mit Czartoryski und Capodistrias theilte. Nach Rücktritt des letzteren wurde er der alleinige Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten und Vicekanzler. Erst zu Ende der vierziger Jahre erhielt er den Titel eines Kanzlers. Er hatte die einzige Tochter des Finanzministers Grafen Gurjew, eine in jeder Weise ausgezeichnete Frau, geheiratet; und bald war der Salon der Gräfin Nesselrode der Sammelplatz aller bemerkenswerthen Personen.

Aus meiner ersten Jugendzeit erinnere ich mich gar wohl des grossen Rufes, den derselbe genoss, und der Schwierigkeit, dort

¹ Der Kaiser hatte allen Flügeladjutanten die Erlaubnis ertheilt, sich zur Theilnahme am Feldzuge zu melden, dann aber solches keinem von ihnen gestattet. Er wollte in seiner eigenthümlichen Laune eben nur erfahren, ob seine Adjutanten den Dienst im Feldlager dem seiner Person vorziehen würden. Graf Nesselrode war aber zufällig die Verweigerung nicht mitgetheilt worden. Abgereist in Gesellschaft des Grafen Tiesenhausen, wurde er in jener rücksichtslosen Weise zurückbeordert. Beide Herren haben mir die Anekdote erzählt; Graf Tiesenhausen liebte in gar humoristischer Weise dieses kleinen Abenteuers zu erwähnen.

Zutritt zu erhalten. Ich habe die Gräfin Nesselrode zu wenig gesehen und war zu jung, um mir ein deutliches Bild von ihr machen zu können. Als ich zu Anfang der fünfziger Jahre Petersburg wieder mehr besuchte, war die Gräfin bereits todt, der Salon geschlossen, und Graf Nesselrode gab blos Dinners und empfing am Abend nur einige Personen zur Partie. Ich bin damals Graf Nesselrode zwar häufig begegnet, habe mich aber nur ein paar Mal einer Einladung ins auswärtige Amt zu erfreuen gehabt. Nach seinem Rücktritt, als er ein anspruchsloses, hübsches Haus auf dem Liteini bezogen und weniger gesellige Verpflichtungen hatte, bin ich recht oft sein Gast gewesen.

Klein und unansehnlich von Gestalt, mit einem stets freundlichen, aber nichtssagenden Ausdruck im Gesicht, sprach Graf Nesselrode wenig, verstand zu hören und mischte sich meist nur mit einzelnen Worten in die Unterhaltung. Nur ausnahmsweise und im intimsten Kreise habe ich ihn hin und wieder etwas erzählen hören, zumal wenn seine Tochter, die Gräfin Chreptowitsch, ihn dazu veranlasste. Seine Erzählungen waren aber auch dann farblos, Thatsachen referirend. Hierin, wie in fast jeder Beziehung war sein Nachfolger der directe Gegensatz von Nesselrode; ja, ich könnte kaum zwei Personen nennen, die in gleicher Lebensstellung so verschieden waren, wie die beiden sich folgenden Kanzler des russischen Reichs. Indem ich andere Seiten dieser Verschiedenheit später berühre, möchte ich hier den Ausspruch eines jüngeren Diplomaten verzeichnen, den derselbe, bald nachdem der Fürst Gortschakow ins Amt getreten, mir gegenüber in scherzhafter Verzweiflung machte. *«Après une conférence avec le comte Nesselrode,»* sagte der belgische Gesandte Graf de Jonghe d'Ardoye, *«on ne savait pas comment faire une dépêche. Il parlait si peu, il répondait rarement plus que: «vous croyez,» «vraiment,» «c'est très curieux» — faites après là-dessus une dépêche. A présent quand on a eu l'honneur d'être reçu par le prince Gortschakoff c'est tout le contraire, il dit dans une demi-heure tant de choses qu'une demi douzaine de dépêches suffirait à peine pour rendre tout ce qu'il a dit ou pour traiter une partie des questions qu'il avait touchées.»* Das Gesagte genügt, um anzudeuten, dass Graf Nesselrode kein amüsanter Gesellschafter war, desto mehr ist aber hervorzuheben, ein wie bequemer, wohlwollender, liebenswürdiger und gutmüthiger Gesellschafter er war, was eben den Ausdruck seines Wesens und Charakters darstellte. Er sagte von niemandem etwas Uebles.

Er konnte keinen Feind haben, wenngleich er natürlich viele Neider und Gegner hatte. Er erhob auch gar nicht den Anspruch amüsant zu sein, und ich habe mich ergötzt, in den Denkwürdigkeiten Metternichs in einem Brief des Fürsten an Nesselrode die folgende, höchst bezeichnende Wendung zu finden. Nesselrode hatte dem Fürsten geschrieben, dass er einen Botschafter senden möchte, der auch amüsant sei. Metternich schreibt ihm hierauf, dass, wenn der Botschafter angenehm bei Betreibung der Geschäfte sei, er weiter nichts wünsche; er, Nesselrode, sei ja auch nicht amüsant, und er habe sich in den zwanzig Jahren ihrer Freundschaft nie darüber beklagt.

Ein selbständiger Charakter war Nesselrode nicht; er hatte, so viel ich es beurtheilen kann, keine lebhaften Ueberzeugungen, sondern nur gewisse überkommene Ansichten, die ihn zu einem conservativen Manne machten. Die Gefahren, die jede Abweichung von der traditionellen Politik bot, mögen ihren Antheil an dieser conservativen Gesinnung gehabt haben. Von der anderen Seite wurde diese Gesinnung auch dadurch für Nesselrode eine bindende Nothwendigkeit, dass der Kaiser Nikolai, obzwar er nun selbst streng conservativ sein wollte, doch gar leicht in unberechenbare Vorstellungen gerieth, sobald der vorgezeichnete alte Weg irgend verlassen war, sobald irgend neue, unerwartete Ereignisse eintraten. Es war weniger die Phantasie als die Meinung, alles beherrschen zu können, die den Kaiser in dieser Richtung zu Ausserordentlichem treiben konnte. Wir wissen, wie er 1830 einen europäischen Krieg gegen Frankreich betreiben wollte; weniger bekannt ist vielleicht, dass er im Jahre 1848 trotz einer gewissen Freude an der Vertreibung des ihm antipathischen Louis Philippe in den ersten Tagen nach der Revolution an eine Mobilmachung dachte und solches verschiedenen Militärs gegenüber ausgesprochen hat. Wie phantastisch er die grossen Verhältnisse zu behandeln vermochte, das ersieht man recht aus dem Gespräch mit Sir Hamilton Seymour, als die ersten Verwickelungen mit Constantinopel auftraten. Diese Conversation, die zufällig auf einem Ball der Grossfürstin Helene durch eine Begegnung mit dem englischen Gesandten hervorgerufen war und Tags darauf im Winterpalais fortgesetzt wurde, ist bekannt genug; nicht aber vielleicht, was zwischen dem Kaiser und seinem Kanzler sich bei dieser Gelegenheit zutrug. Zur Unterhaltung mit Seymour hatte der Kaiser den Kanzler nicht hinzugezogen, sondern theilte ihm erst Tags darauf diese Besprechung mit nebst der Ordre, den Gesandten in London

davon in Kenntniss zu setzen. Sir Hamilton Seymour hatte nun seinerseits über die Audienz, die er gehabt hatte, dem Kanzler Eröffnungen gemacht. Trotz der grossen Erfahrung und Vorsicht Nesselrodes war es dem Engländer doch nicht entgangen, dass Nesselrode nicht vollständig alles vom Kaiser Gesagte wusste, er hatte nun seinerseits auch hinter dem Berge gehalten und bei Graf Nesselrode nur die Vorstellung hinterlassen, dass eben mehr gesagt worden sei. Als nun der Kaiser im Jahre 1853 bei dem ersten energischen Widerspruch Englands gegen das Vorgehen Russlands in Constantinopel bei der grossen Aufregung, die dieses in England hervorgerufen, dem Kanzler den Auftrag gab, die bezügliche Depesche zu veröffentlichen, unterlegte der Kanzler sie dem Kaiser mit der Anfrage, ob sie wol alles enthielte, was der Kaiser gesagt habe, zugleich in jedem Fall von einer Veröffentlichung abrathend. Der Kaiser meinte, die Depesche enthalte alles und wäre die glänzendste Rechtfertigung seiner Politik und seiner vertrauensvollen und freundlichen Gesinnung zu England. Nachdem die Nesselrodesche Depesche veröffentlicht war, folgte die Publication der Seymourschen Berichte, die alle Staatsmänner und ganz Europa in die höchste Verwunderung versetzten.

So immer abwehrend und das vom Kaiser Gesagte in seinen Depeschen in diplomatische Formen kleidend, hatte er während der ganzen Regierung des Kaisers stets in einer gewissen Unsicherheit geschwebt, ob der Monarch in seinen häufigen Unterredungen mit den auswärtigen Diplomaten nicht allerlei gesagt, was gegen seine, des Kanzlers, Mittheilungen verwendet werden könnte. Wie wenig der Kaiser gelegentlich auf des Kanzlers Rath hörte, habe ich schon bei den sogenannten Instructionen für Meyendorff vom J. 1853 erwähnt. Hatte der Kaiser doch auch den Einmarsch der Truppen in die Fürstenthümer angeordnet, bevor er Einsicht in das ausgezeichnete Memoire genommen, das der Kanzler übergeben und in welchem er alle Gründe gegen ein solches Vorgehen niedergelegt hatte.

Ein heissblütiger, überzeugungsfester Mann hätte eine solche Lage kaum ertragen können. Nesselrode hat seine Pflicht anders aufgefasst und ohne Zweifel grosse Dienste damit geleistet. Gewissenhaft hat er denn auch am Ende seines Lebens die ihm als Mitglied des Reichsraths und zumal als Präsidenten der Commission für Eisenbahnangelegenheiten noch zugewiesenen Geschäfte erfüllt. In keiner Weise hat er später in die Sphäre des auswärtigen Amtes eingegriffen und ist seinem Nachfolger nie in den Weg ge-

treten, war ihm doch jede Intrigue fremd. Sein Hauswesen war stets in musterhafter Ordnung und wenn auch ohne irgend welche Verschwendung, so doch auch fern von jeder Knauserei. Seine Diners waren berühmt und verdienten jedes Lob. Er starb als wohlhabender, wenn auch keineswegs reicher Mann und hat seine Gunst beim Kaiser nie zu seinem Vortheil benutzt. Die nicht unbedeutenden Besitzungen in Südrussland, die der Kaiser ihm wie anderen Ministern und hohen Staatsbeamten verliehen und die im Laufe der Jahre zu bedeutendem Werthe herangewachsen waren, bildeten den Hauptbestand seines Vermögens. Sein administratives Talent, sein richtiger Blick, womit er die Menschen zu wählen verstand, bewährten sich auch hier, und die Administration dieser Güter, obzwar er nie selbst an Ort und Stelle gewesen, war in musterhaftester Ordnung. Er hat mir seine Jahresabschlüsse, seine Anordnungen für die Verwaltung mitgetheilt, indem er mich mit Recht oder Unrecht für einen tüchtigen Administrator und Landwirth hielt und ein unabhängiges Urtheil zu haben wünschte. Seine Erben haben seine Bahnen verlassen, kostspielige sogenannte Verbesserungen eingeführt, die im Widerspruch mit den klimatischen Bedingungen jener Landstriche waren, und dadurch grosse Verluste erlitten.

Frauen haben nie auf ihn einen besonderen Einfluss geübt, wie denn auch sein Leben nach dieser Richtung hin ein untadelhaftes gewesen ist. Ein freundliches Bild gewährt mir die Erinnerung an den greisen Staatsmann aus den letzten Jahren seines Lebens. Immer heiter und zufrieden sehe ich ihn, wie er in den Morgenstunden im langen Hausrock, an seinem Schreibtisch sitzend oder im Zimmer auf- und abgehend, sich über die Tagesereignisse in Petersburg erzählen liess, hie und da vor einem Bilde stehen bleibend, bei dem er etwas zu bemerken hatte, und wohlwollende Bemerkungen, zumal über einige Damen, machend. An der Mittagstafel verfolgte er mit prüfendem Blick die herumgehende Schüssel und liebte hin und wieder eine gastronomische Bemerkung zu machen oder eine Schüssel zu empfehlen. Er machte nach Tisch mit nicht verkennbarem Vergnügen seine Partei Whist, und wenn auch eifrig beim Spiel, so waren auch hier seine Aeusserungen immer nur freundlicher Art.

Wie ganz anders gestaltet sich das Bild seines Nachfolgers, der nun schon während des langen Zeitraumes von nahe an dreissig Jahren die auswärtige Politik Russlands geleitet hat.

Der Fürst Gortschakow, einem der ältesten Zweige des Rurik-schen Fürstenhauses 'angehörend'¹ und von einer deutschen Mutter, einer geborenen Sacken, abstammend, in Estland auf dem Gute Kirna geboren, hat seine erste Jugend in Livland bei seiner Tante, Frau v. Weymarn verlebt und war 1811 in das neubegründete Lyceum von Zarskoje-Selo eingetreten und mit Auszeichnung als Primus der ersten Entlassung abgegangen. Sofort wurde er als erster Secretär bei der londoner Botschaft angestellt. Graf, später Fürst, Lieven, war damals Gesandter, und seine berühmte, geistvolle, später als Fürstin Lieven so bekannte Frau, geborene Gräfin Benckendorff, hatte schon damals bedeutenden Einfluss auf die Geschäfte. Wenn auch nicht mehr ganz jung, so war die elegante, hübsche und liebenswürdige Frau noch nicht in der politischen Dame verschwunden. Sie spielte in der eleganten Welt eine bedeutende Rolle, und wussten die Zeitgenossen gar manches davon zu erzählen. Auch der eiserne Herzog soll ihr zu Füssen gelegen haben und sie nicht gleichgiltig geblieben sein. Der Intrigue im Boudoir ist dann später die Intrigue im Salon gefolgt.

Fürst Gortschakow wurde mit Freundlichkeit und Auszeichnung in London, zumal auch im Hause seines Chefs, empfangen. Das gute Verhältniss dauerte jedoch nicht gar lange Zeit, und Frau v. Lieven verlangte nach ein paar Jahren in dringendster Weise Gortschakows Abberufung von London. Einige dreissig Jahre später, als ich von diesen Verhältnissen hörte, wurde der Hergang in verschiedener Weise dargestellt. Dass die Fürstin Lieven die Abberufung verlangt, wurde nicht bezweifelt. Die einen behaupteten aber, dass solches die Folge einer zur Schau getragenen Leidenschaft des jungen Mannes gewesen sei, die der Fürstin unbequem war, während andere es so darstellten, dass eine Neigung der Fürstin nicht entsprechend erwidert wurde. Jedenfalls wurde Gortschakow abberufen. Aehnliche Verhältnisse finden sich noch ein paar Mal in seinem Leben wieder. Secretär und Geschäftsträger in Turin und später in Florenz, wurde er Botschaftsrath in Wien. Hier war seit langer Zeit Tatitschschew der einflussreiche, gern gesehene Vertreter Russlands. Ein russischer Grand-seigneur nach altem Styl, erfreute er sich einer grossen Gunst beim Kaiser Nikolai, war willkürlich und despotisch, vertrug

¹ Die Familie Gortschakow stammt von den regierenden Fürsten von Tschernigow ab, und Fürst Alexander Gortschakow behauptete, dass er die älteste Linie des Rurik-schen Fürstenhauses vertrete.

keinen Widerspruch. Er machte ein grosses Haus in Wien, das beinahe einer Hofhaltung gleichkam. An der Spitze seines Hauswesens stand seine Nichte, die verwittwete schöne Gräfin Apraxin. Der junge Botschaftsrath wurde gut aufgenommen — aber auch hier dauerte die Gunst nicht lange. Tatischev verlangte bald nicht nur seine Abberufung, sondern Gortschakows Ausschliessung aus dem Dienst und sonstige strenge Massregelung. Auch bei dieser Katastrophe werden nicht dienstliche Vernachlässigungen angegeben, sondern wird die Gräfin Apraxin genannt. So lange Tatischev in Gunst und Ansehen war, wurde Gortschakow nicht weiter verwendet, und erst viele Jahre später erhielt er den Gesandtschaftsposten am württemberger Hofe. Er heiratete die verwittwete Gräfin Mussin-Puschkin, eine nicht mehr ganz junge Dame. Er ist lange in Stuttgart geblieben und erst, als Meyendorff im Jahre 1853 seine Abberufung von Wien verlangte, wurde Gortschakow aus seiner stuttgarter Vergessenheit plötzlich in die grosse diplomatische Action nach Wien berufen. Auch hier tritt die Anekdote ein; man erzählte sich, dass es die Königin Olga gewesen, die ihren Bruder, Kaiser Alexander, auf den Fürsten Gortschakow aufmerksam gemacht habe, und dass der Wunsch, einen anderen Gesandten in Stuttgart zu sehen, nicht ohne Einfluss auf diese Empfehlung gewesen. Jedenfalls ist diese Ernennung nicht durch den Kanzler, Grafen Nesselrode, veranlasst worden, sondern gegen seinen Wunsch geschehen. Es ist bekannt, eine wie bedeutende Rolle Gortschakow in Wien gespielt hat, und wir finden ihn als vielbesprochenen russischen Gesandten daselbst, nachdem der pariser Frieden geschlossen und eine neue Zeit für die äussere und innere Politik Russlands beginnt. Bei der nun eintretenden Wandelung in der Politik und den Personalveränderungen in der Regierung wird Gortschakow zum Vicekanzler ernannt und zum Leiter der auswärtigen Politik berufen. Es ist nicht meine Absicht, seine staatsmännische Thätigkeit hier genauer zu verfolgen. Nur persönliche Eindrücke und Beobachtungen, sowie einige wenig bekannte Anekdoten mögen das Bild vervollständigen, das die lebende Generation sich über diesen Staatsmann macht.

Die Ruhe, die für die auswärtige Politik Russlands eine Nothwendigkeit geworden war, hatte für den Leiter dieser Politik den grossen Vorzug, dass er nicht sofort in irgend eine Action einzutreten brauchte. Die Friedensliebe wurde selbstverständlich accentuirt, und in geschickten und glücklichen Noten und Depeschen

wurden abgerissene und in Verwirrung gerathene Beziehungen wieder angeknüpft und allmählich der Einfluss Russlands wieder mehr entwickelt.

Wenn auch im Anfange es auf keine Action abgesehen war, machte sich die lebhafte Persönlichkeit des neuen Vicekanzlers doch nach vielen Seiten hin geltend. Das Streben nach Popularität bei der nationalen Partei wurde durch eine ganze Reihe, zum Theil auffallender Ernennungen, gleich zu Anfang gezeichnet; russische Namen sollten in den Vordergrund treten. Gortschakow hat aber mit den auffälligsten dieser Ernennungen kein Glück gehabt. Balabin in Wien und Lobanow in Constantinopel haben ihm Schwierigkeiten und Verwickelungen gebracht. In der inneren Politik war er natürlich auch im sogenannten liberalen Lager, jedoch Mass haltend und, im Widerspruch zu manchem anderen, in den kirchlichen Fragen wirklich liberal. Er wollte neben seinem Wunsch nach Popularität doch als ein Freund der baltischen Provinzen erscheinen; das war in den funfziger Jahren noch zu vereinigen. Der unglückliche polnische Aufstand des Jahres 1863, die Ungeschicklichkeit und Ueberhebung von Lord John Russell, die richtige und energische Politik des vor kurzem ans Ruder gelangten Freiherrn von Bismarck-Schönhausen erlaubten dem russischen Kanzler dem Gebahren der Westmächte entgegenzutreten, und die hierauf bezügliche energische und höchst geschickt abgefasste Depesche hat vielleicht am meisten zu seinem staatsmännischen Rufe beigetragen und ihn auch aus der falschen Bahn einer entschieden antiösterreichischen Politik heraustreten lassen.

Ich muss hier doch zum Verständnis des Charakters des Mannes ein Moment seiner allgemeinen Politik besonders hervorheben: seine Hinneigung zu Frankreich. Diese Hinneigung hat seine Politik nicht nur bestimmt, sondern ist auch für sein persönliches Verhalten bei grösseren und kleineren Veranlassungen massgebend gewesen. Sein steter Wunsch ist eine Allianz oder doch eine Verständigung mit Frankreich. Diese allgemeine Tendenz war von dem geheimen Wunsche begleitet, einen grossen europäischen Congress zusammentreten zu sehen und auf diesem persönliche Triumphe zu feiern. Mehrfache Versuche, einen solchen Congress zu veranlassen, schlugen fehl, und als der so gewünschte Congress endlich zusammentrat, haben die gehofften Triumphe gemangelt. Die Stellung Russlands war eine gar ungünstige und der russische Kanzler auch nicht mehr im Besitz der vollen Mannes-

kraft. Da waren in diesem Areopag so glänzende Persönlichkeiten, dass der gehoffte Triumph in das Gegentheil umschlug. So ist es ihm auch, wenn auch nicht in gleich eclatanter Weise, mit seinen französischen Sympathien ergangen. Geistreich und trotz grosser Eitelkeit immer massvoll, ist er rechtzeitig vor einer entschiedenen Action in dieser Richtung zurückgewichen; ja, scheinbar sogar hat er den zu grossen Eifer der in Paris beglaubigten Botschafter nach dieser Seite hin im Zaume gehalten. Sein Verhalten hat sich bis zum persönlichen Zerwürfnis mit diesen Herren gestaltet, und doch war solches nur scheinbar. Der Grundgedanke seines ganzen Strebens ist immer die Annäherung an die ihm sympathische französische Nation gewesen. Bald nach Antritt des Amtes hat er in Anlass der Krönung Napoleon III. und dem zweiten Kaiserreiche seine Sympathien zu beweisen gewünscht. Die bezügliche Anekdote mag hier Platz finden. Graf Morny, der Halbbruder des Kaisers, vertrat Frankreich bei dieser grossen europäischen Schaustellung. Ihm sollte eine Auszeichnung widerfahren, die er mit keinem anderen zu theilen habe: er sollte der einzige sein, der den Andreasstern erhielt. Ohne eine kleine Intrigue aber war solches nicht zu machen. Kleine politische Intriguen gehören eben so wol in das Arsenal des Fürsten Gortschakow, wie verliebte Intriguen in seinen Lebenslauf. Die Vertreter Preussens und der anderen deutschen Höfe waren Prinzen, die bereits den Andreasstern besassen. Der österreichische Botschafter, Fürst Esterhazy, trug auch schon diesen hohen Orden. Die Engländer dürfen, wie bekannt, keine ausländischen Orden annehmen. Unter den übrigen Botschaftern war nur der Fürst de Ligne, der weder den Orden besass, noch irgend jemandem nachgestellt werden konnte. Gortschakow mochte nun wol gemeint haben, dass dem Vertreter des kleinen Belgien eine geringere Beachtung geschenkt werden könne als dem Botschafter Frankreichs. Unbegreiflicherweise hat er, der sein ganzes Leben in Berührung mit den Höfen und der Aristokratie Europas gewesen, die hohe persönliche Stellung des Fürsten de Ligne nicht beachtet. Fürst de Ligne, der vornehmste und reichste Mann Belgiens, hatte auf den lebhaften Wunsch und das Drängen seines geehrten königlichen Herrn nicht ohne Widerstreben sich zur Vertretung Belgiens bei der Krönung des Kaisers verstanden. Persönliches Wohlwollen des Königs Leopold für unseren Monarchen und frühere Beziehungen zu Russland hatten bei dem König den Wunsch erweckt, in möglichst

glänzender Weise sich repräsentiren zu lassen. Fürst de Ligne hatte das Ehrenamt übernommen, und keine Kosten sollten dem belgischen Staat daraus erwachsen. Dass ihm bei dieser patriotischen Handlung eine Kränkung widerfahren sollte, hatte er nicht voraussehen können. Seine Verwunderung und sein Unmuth mögen also sehr gross gewesen sein, als man ihm am Vorabend der Krönung mittheilte, dass ihm der zweithöchste Orden Russlands, der Alexander Newski, am nächsten Morgen übergeben werden solle, wobei er auch erfuhr, dass dem Parvenu Morny der Andreas bestimmt sei. Er war sofort entschlossen, den Orden überhaupt nicht anzunehmen, und liess den belgischen Gesandten am russischen Hofe, den Grafen de Jonghe, in der Stadt aufsuchen, um ihn mit dieser Mittheilung an den Fürsten Gortschakow zu senden. Der Fürst de Ligne erklärte, er wünsche überhaupt gar keine Auszeichnung irgend welcher Art, beanspruche den Andreas also keineswegs, sei aber Inhaber des goldenen Vliesses und könne schon als solcher keinen anderen Orden als den ersten irgend eines Staates empfangen. Es war spät Abends geworden, ehe de Jonghe bei Ligne erschien und den ihm sehr unangenehmen Auftrag erhielt. Seine Versuche, den Fürsten de Ligne zum Aufgeben seines Vorhabens zu bewegen, hat er wol kaum mit grosser Ueberzeugung vorgebracht, da auch er sich gekränkt fühlte. Höchst scherzhaft und nach Jahren nicht ohne Erregung erzählte er die Erlebnisse jenes Abends. Nach einer lebhaften Unterredung mit dem Fürsten de Ligne, der sogar seine alsbaldige Abreise in Aussicht stellte, musste sich de Jonghe zu Gortschakow begeben. Dieser war bereits zu Bette gegangen, und nur mit Schwierigkeit konnte de Jonghe den Zutritt erringen. Er fand den Kanzler lesend und äusserst verwundert, dass der belgische Gesandte ihn um diese Stunde noch absolut sprechen wolle. Als nun de Jonghe ihm den Grund seiner Zudringlichkeit mittheilte, sprang er in seinem Bette auf, mit dem Ausruf: *«C'est un scandale, le prince ne peut pas renvoyer une décoration que Sa Majesté lui confère!»* Auf die Entgegnung, dass der Fürst eben diesen Skandal vermeiden wolle und er erschienen sei, um den Fürsten zu bitten, dass von dieser Verleihung Abstand genommen werde, wollte Gortschakow nicht eingehen; der Fürst de Ligne könnte doch nicht ohne eine Auszeichnung bleiben, und er habe nicht das Recht eine solche abzuweisen &c. De Jonghe erklärte, der Fürst sei entschlossen, den Orden zurückzuweisen, wenn man ihn ihm schickte, oder auch Moskau zu verlassen. Gortschakow

setzte nun alle Glockenschnüre in Bewegung, um das zur Aufhebung jener Verleihung Erforderliche zu veranlassen. Graf Morny bekam den Andreasstern, ohne diese Ehre mit irgend jemand anders zu theilen. Dem Fürsten Gortschakow war aber doch die Intrigue sehr verbittert worden.

Morny wurde in Petersburg mit allen möglichen Auszeichnungen überhäuft. Er benutzte seine Stellung, um für ein französisches Consortium eine grosse Concession zu Eisenbahnbauten zu erlangen. Aber auch das ist nicht zum Glücke Russlands ausgeschlagen, da die sogenannte grosse Gesellschaft kaum ein Drittel der übernommenen Eisenbahnlينien ausführte. Andere, zumal englische Capitalien wurden in diesem für den Eisenbahnbau günstigsten Moment zurückgedrängt. Auch hier haben also die französischen Sympathien Russland kein Glück gebracht. Dennoch bestehen diese immer noch, sowol bei dem greisen Kanzler, wie auch bei gar vielen anderen Personen.

Gortschakow nahm in Petersburg eine hervorragende Rolle in der Gesellschaft ein. Für den Salon glänzend ausgestattet, geistreich, witzig, ein guter Erzähler, hat er immer grosses Vergnügen an der Conversation. Ich habe ihn nie anders, wie zum Plaudern aufgelegt gefunden und zwar ohne Rücksicht darauf, wer seine Gesellschaft und seine Zuhörer bildeten. Alle Erfolge genoss er in hohem Grade und überall, wo er plaudern konnte, erschien er gern. Während ein paar Winter ist er beinahe täglich bei einigen Damen erschienen, bei denen mit Leidenschaft das als *«le secrétaire»* bekannte Gesellschaftsspiel betrieben wurde. Geschickte und witzige Antworten liebte er selbst zu erzählen. Er war ein amüsanter Staatsmann und ist es geblieben, so lange ich wenigstens mit ihm in persönlichem Verkehr gewesen¹. Neben der Conversation hatte er aber auch die Leidenschaft der Depesche. Er erfreute sich seiner eigenen Depeschen, und für ihn war es das Kriterium der diplomatischen Befähigung, nicht nur gute, sondern auch viele Depeschen zu schreiben. Irgend jemand hat ihn gar richtig scherzhaft *«le Narcisse de la dépêche»* genannt. Nichts konnte ihn auch mehr ärgern, als wenn die Zeitungen behaupteten, dass Hamburger seine Depeschen schriebe. *«Jamais,»* pflegte er

¹ Ich habe im Jahre 1876 zuletzt mit dem Fürsten Gortschakow verkehrt, und gerade jetzt, beim Dietiren des Oberstehenden beschäftigt, erfahre ich, im April 1882, seine Enthhebung vom Amte, dem er längst schon eigentlich entfremdet war.

dann zu sagen, *«il n'a écrit une dépêche.»* — Seine gesellschaftlichen Triumphe feierte Gortschakow jedoch nicht daheim. Die Fürstin war nach nicht langer Ehe mit Hinterlassung von zwei Söhnen in Stuttgart gestorben. Kein glänzendes Hauswesen, wol aber die Mehrung seines Vermögens war sein Wunsch. Neben allerlei mehr oder weniger ernstern Huldigungen hatte er eine zweite Verheirathung gesucht. Es ist ihm solches nicht gelungen. Die Mehrung seines Reichthums dagegen ist ihm wol geglückt. Anfänglich sparsam, muss er später als geizig bezeichnet werden. In den ersten Jahren seines petersburger Lebens öffnete er die Salons des auswärtigen Amtes doch hin und wieder zu einem Rout und gab auch einige Diners, zu welchen er verpflichtet schien. Später gaben Gesundheitsrücksichten den Vorwand, seine Mittagsmahlzeit auf eine aussergewöhnliche Stunde zu verlegen, und dadurch wurde die Möglichkeit gewonnen, keine Diners zu geben. Er hatte sich eine ganz besondere Tagesordnung eingerichtet. Bis drei Uhr lag er seinen Geschäften und Audienzen ob und empfing viele Personen, mit denen er geschäftlich zu verkehren verpflichtet war. Ein einsames Mittagsmahl und ein Mittagsschläfchen folgten. Um sechs Uhr erschien sein Kanzleichef mit allen eingelaufenen Depeschen. Er konnte von diesen nicht genug haben und, wie schon erwähnt, war es ein grosses Lob, das er denen zollte, die viele Depeschen schrieben. Mit besonderer Befriedigung hat er mir im Jahre 1874 oder 75 erzählt, dass der derzeitige Gesandte in Athen, Saburow, im Laufe des Jahres mehr Depeschen geschrieben als irgend ein anderer Gesandte. Auf die rasche Beförderung des Genannten mögen die Depeschen nicht den geringsten Einfluss gehabt haben. Um neun Uhr erschienen einige Herren, meist aus dem auswärtigen Amt, um mit dem Kanzler Whist zu spielen. Da aber die Depeschen die vollen drei Stunden meist nicht ausfüllten, so hatte der Kanzler es gern, wenn er vor neun Uhr durch Besuch die Veranlassung zum Plaudern erhielt. Ich habe in den wenigen Tagen, die ich alljährlich in Petersburg zubrachte, diese Liebhaberei mir zu Nutzen gemacht und so oft wie möglich um diese Stunde mich bei ihm melden lassen. Ohne Ausnahme, sogar wenn der vortragende Beamte noch da war, hat er mich freundlich empfangen, und bald gab es eine lustige Plauderei, bei der die Tagesereignisse und die Politik zwar nicht unerwähnt blieben, aber doch den Frauen ein grosser Platz gewidmet war, bei dem der kleine Salonskandal mit besonderem Vergnügen behandelt wurde.

Es war immer amüsant und oft lehrreich; nur musste man dabei vergessen, dass der Plaudernde der russische Staatskanzler und ein alter Mann war. — Ein nicht gar grosses, comfortabel, aber einfach eingerichtetes Schreibzimmer nebst einem kleineren Salon im Fond desselben waren die Räume, in denen sich Gortschakow meist aufhielt. Das ganze grosse Appartement wurde kaum betreten, es sei denn, dass der Kanzler einem Liebhaber seine Bilder zeigen wollte. Immer empfing er im erwähnten Cabinet, in dem der grosse Schreibtisch mit den Papieren und Depeschen, der bereits aufgeschlagene Kartentisch nebst einigen schönen Bildern die bemerkenswerthesten Gegenstände bildeten. In einem langen Hausrock auf- und abgehend oder vor dem Schreibtisch sitzend, pflegte er zu plaudern. Der Salon hinter diesem Raume war nur spärlich erleuchtet. Als er mir eines Tages von dem am Morgen erhaltenen Besuch des Kaisers gesprochen hatte, bemerkte er, mit der Hand nach dem anderen Zimmer zeigend: *«L'empereur prend toujours le même fauteuil, il aime pendant que nous causons à regarder l'admirable tableau de Guercino, dont le roi de Wurtemberg m'a fait cadeau à l'occasion de son 25ième anniversaire de son mariage.»* Indem er nun auf meine Bemerkung, dass ich das Bild nicht kenne, die zur Erleuchtung bestimmte Lampe anzuzünden befohlen, erzählte er, dass der König von Württemberg ihm, Gortschakow, am Tage seiner Silberhochzeit gern ein Geschenk zu machen gewünscht, es aber schwierig gefunden, für ihn irgend etwas zu finden. Da habe man ihn daran erinnert, dass er, der König, ein gar schönes Bild besässe, welches er nach dem Tode seines Vaters aus den bewohnten Räumen verbannt habe und das dem Fürsten Gortschakow gewiss grosses Vergnügen machen werde. Nachdem der lebenswürdige Hausherr mich auf dem Lehnstuhl hatte Platz nehmen lassen und ich mit einem Ausruf der Bewunderung den ersten Blick auf das Bild gethan, erzählte er mir die Vorgeschichte des Bildes¹, wie folgt:

Es ist bekannt, dass Guercino ausser seinen in Venedig verbliebenen grossen, für Kirchen und Klöster gemalten Tafeln eine gewisse Zahl kleinerer Staffeleibilder gemalt, in denen er sein

¹ Bei der Erzählung von diesem Bilde läuft ein Irrthum mit unter, der z. Z. nicht zurechtzustellen ist. Ist das Bild in der That von Guercino, so kann nicht von Venedig die Rede sein, da er dort nie gelebt hat; es lässt sich aber auch nicht Bologna an die Stelle setzen, weil es dieser Stadt keineswegs an Staffeleibildern des Malers fehlt.

Ann. d. Hrsg.

bewunderungswürdiges Talent für das Colorit, zumal bei Behandlung des Nackten, zur Geltung gebracht hat. Schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts sind diese Perlen über ganz Europa zerstreut worden. Venedig besitzt keine mehr, die meisten befinden sich in England. Eines jener Bilder war nun nach Stuttgart gekommen und im Besitz irgend eines Liebhabers. Ob nun dieser gestorben oder eine andere Veranlassung für den Verkauf war, jedenfalls hatte der reiche und kunstliebende Herr von Sandonato, Anatole Demidow, davon gehört und war nach Stuttgart gekommen, um den Guercino wo möglich zu kaufen. Demidow war mit der Tochter von Jérôme Bonaparte, weiland König von Westfalen, verheiratet und also ein Neffe des Königs Wilhelm von Württemberg. Der König hatte aus dem Polizeibericht die Ankunft von Anatole Demidow erfahren und, da er sich bei ihm nicht gemeldet, sich erkundigen lassen, welche Veranlassung ihn wol nach Stuttgart gebracht haben könne. Als er die wahrscheinliche Ursache erfuhr und bei der Gelegenheit Näheres über das ihm unbekannte Gemälde gehört hatte, befahl er das Bild sofort um jeden Preis zu kaufen. Der Wunsch, das Gemälde zu besitzen, das ihm als sehr schön geschildert, dessen eigenthümliches Sujet ihn reizen mochte, mehr vielleicht noch die kleine Bosheit, seinen rücksichtslosen Herrn Neffen um den Zweck seiner Reise zu bringen, mögen ihn zu diesem Befehl veranlasst haben. Das Bild wurde jedenfalls gekauft und hat als Perle der kleinen Sammlung gegolten, die in den königlichen Privatzimmern zu sehen war. Nach des Königs Tode in die Rumpelkammer verwiesen, ergriff sein Sohn und Nachfolger gern die Gelegenheit, dem Fürsten Gortschakow ein Geschenk damit zu machen (obzwar man nicht behaupten kann, dass es gerade das passendste gewesen), um ihm seine Erkenntlichkeit dafür auszusprechen, dass er als Gesandter an den Verhandlungen, die zur Ehe führten, theilgenommen hatte.

Ein schöner grosser Baum füllt mit seinen Aesten den oberen Theil des Bildes aus; am Stamm aber, mit den Armen an die unteren Zweige gefesselt, war eine Nymphe zu sehen, die ihr schönes Köpfchen wie bittend und hilfesuchend dem Zuschauer zuwandte, während auf der anderen Seite des Bildes ein hässlicher Faun mit einem schweren Ruthenbund in der Hand im Begriff ist, in der Züchtigung, die er dem reizenden Wesen angedeihen lässt, fortzufahren. Das verschiedene Colorit des mit unübertrefflicher Meisterschaft und Zauber gemalten Weibes hat den Kaiser immer

besonders interessirt, sowie die Frage, was wol die Ursache zu jener Züchtigung sein möge.

Gleich seinem Vorgänger trat auch an Gortschakow gegen Ende seiner staatsmännischen Laufbahn die Frage eines Krieges mit der Türkei heran. Auch er hat ihn nicht gewünscht; aber anders wie sein Vorgänger, hat er keinen lebhaften Protest erhoben. Er hat keinen Widerspruch eingelegt gegen jene Rede des Kaisers in Moskau, die, die nationalen Strömungen adoptirend, den Krieg als unabwendbar erscheinen liess. Darf man dem Greise daraus einen lebhaften Vorwurf machen? Haben doch die einen aus Ueberzeugung, die anderen aus falscher Klugheit jener Rede zugejubelt. Das ganze Reich liess nur Zustimmungsrufe hören, und mit Bedauern verzeichne ich, dass auch die baltischen Ritterschaften nicht verstanden haben würdig zu schweigen.

Der Krieg war entbrannt, der Kaiser zur Armee gegangen; Fürst Gortschakow, ihm folgend, hatte sich in Bukarest häuslich niedergelassen. Mehr wie je suchte er sein Vergnügen im Umgang mit Frauen. Nicht Geist und Bildung, sondern Schönheit und eine gewisse Anmuth kennzeichnen die Frauen jenes Landes, von denen der Kanzler sich umwerben liess und an die er seinen Geist und seine gesellschaftlichen Talente vergeudete.

Er liess die Bedingungen des Friedens von San Stefano dictiren: seine unleugbare staatsmännische Einsicht kann ihm nicht verhehlt haben, dass der Bogen zu schroff gespannt war. Dann ging er zum Berliner Congress, um das Werk, das er gebilligt, zerstören zu sehen, und auch dann erbat er sich nicht die Entlassung vom Amte. Seine früheren Verdienste, seine theuer erkaufte Popularität, das Wohlwollen des Kaisers erlaubten ihm, jahrelang scheinbar der Leiter des auswärtigen Amtes Russlands zu bleiben. Es war ein vollkommener Marasmus in dem Ministerium, es wurde kaum eine Depesche geschrieben und wurden keine Instructionen ertheilt. Zwei Drittel des Jahres brachte der Kanzler in Baden oder in der Schweiz zu, die letzten Jahre auch nicht nach Petersburg heimkehrend, nur Schwierigkeiten dem Gang der Geschäfte bietend und kleinliche Intriguen spinnend. So ist er bis zuletzt einen anderen Weg gewandelt als sein Vorgänger.

Lassen wir bei Betrachtung der Thätigkeit des Fürsten die letzten Jahre zurücktreten, so muss zum Schluss nochmals ausgesprochen werden, dass er seinerzeit grosse Verdienste gehabt. Es muss aber auch hervorgehoben werden, dass er neben seinem Geist

treffliche Charaktereigenschaften hatte: er war wohlwollend in allen Beziehungen, verzieh und vergass leicht, sogar ihm persönlich zugefügte Verletzungen; er gestand gern einen gemachten Fehler ein, namentlich wenn es ein Unrecht betraf, das er persönlich jemandem angethan hatte. Ich habe selbst solches erfahren, indem ich zwei Mal der herangezogene Zeuge von Unterhaltungen gewesen, die in der Absicht unternommen wurden, ihm unliebsame Dinge zu sagen. Sofort bei der nächsten Zusammenkunft mit mir hat er denselben wohlwollenden und freundlichen Ton angeschlagen, dessen ich mich von seiner Seite immer zu erfreuen gehabt. Die moralischen Eigenschaften fehlten, jede Würde und jeder Muth. Er hat den General Ignatjew nie gemocht, ja niemandem ein Geheimnis aus dieser seiner Gesinnung gemacht, aus Schwäche aber, da der Kaiser den Sohn seines alten Erziehers protegirte, geduldet, dass er zu den höchsten Posten ernannt wurde. Später kam denn wol der Wunsch hinzu, dieses Schosskind der slavischen Partei zu schonen. Diese sündhafte Schwäche aber hat dem Reich die tiefsten Wunden geschlagen.

Kehren wir nach dieser längeren Abschweifung zum J. 1856 zurück. Sehr rasch verwischten sich die peinlichen Eindrücke der Friedensbedingungen in der allgemeinen Freude über den Frieden selbst. Nur dem Kaiser persönlich scheinen diese Bedingungen, besonders die Abtretung des kleinen Streifen Landes in Bessarabien, einen nie vergessenen Stachel hinterlassen zu haben. Bald traten neue Verordnungen und Gesetze auf, die allgemeine Befriedigung erweckten.

Der Kaiser versprach, zehn Jahre keine Aushebung zum Militärdienst anzuordnen. Die Ertheilung von Pässen ins Ausland wurde erleichtert und die hohe Passsteuer abgeschafft. Ueber die Begünstigung von Eisenbahnanlagen habe ich schon berichtet. Es gab aber kaum einen Zweig der Verwaltung, in dem nicht Massregeln der früheren Regierung aufgehoben oder von Grund aus verändert wurden. Ein Theil der so getroffenen Abänderungen war unzweifelhaft geboten, und dennoch müssen im allgemeinen Zweifel aufsteigen, ob dieses beinahe blos negative Verfahren überall berechtigt gewesen sei. Es war eben blos ein Lösen, ein Zerschneiden der vielfachen Bande und Schranken, die die vorige Regierung angelegt und aufgebaut hatte. Daneben trat keine wirklich organisirende Thätigkeit. Das mit Jubel begrüßte Versprechen

einer längeren Befreiung vom Militärdienst konnte doch nur eine Schwächung der Militärkraft des Landes bringen und machte es unmöglich, älteren Soldaten in grösserer Menge die Rückkehr in ihre Heimat zu gestatten. Bald verbreitete sich denn auch das Gerücht, die Leibeigenschaft würde aufgehoben werden. Kurz, Regierung und öffentliche Meinung legten die Hand an alles. Mit einer Ausnahme jedoch: keine Massregel wurde bekannt, keine Stimme liess sich vernehmen, die den Zweck verfolgt hätte, die nicht eben wenigen gesetzlichen Verfügungen aufzuheben, die zu Gunsten der Herrschaft der griechischen Kirche, zumal in den letzten Jahrzehnten, erlassen worden waren. Die gesunde reformatorische Arbeit hätte auch hier im kleinen und kleinsten beginnen können und sollen.

Ich erinnere mich, mit Vertretern der sogenannten liberalen Richtung, u. a. dem Grafen Ianskoi, Minister des Inneren, mit dem Fürsten Suworow und anderen weniger hochgestellten Personen jenes Thema gesprächsweise oberflächlich berührt zu haben und immer sofort auf die absoluteste Negation gestossen zu sein. Es war ganz besonders die Furcht, dass durch Freigebung der Gewissen der Raskól zunehmen dürfte, dass möglicherweise Conversionen zum Katholicismus in der Gesellschaft vorkommen könnten. Letztere Befürchtung beherrschte in beinahe scherzhafter Weise die Vorstellungen gewisser Kreise in Petersburg, und ich will nicht in Abrede stellen, dass diese Befürchtungen eine gewisse Berechtigung hatten.

Der preussische Gesandte Baron Werther ersuchte mich eines Morgens, ihn wo möglich sofort zu besuchen. Als ich bei ihm eingetreten, theilte er mir mit, dass er einen vertraulichen Brief seines königlichen Herrn erhalten habe, der ihm auftrage seine Meinung über einen hochwichtigen Gegenstand auszusprechen. Der König sehe sich in seinem Gewissen gedrungen, als Haupt und Vertreter der protestantischen Kirche zu prüfen und zu erwägen, ob er nicht in irgend einer Weise seinen protestantischen Glaubensgenossen in Russland helfen und dienen könnte. Für alle Protestanten war die Frage über die gemischten Ehen eine ausserordentlich eingreifende und wichtige. Dass alle Kinder aus gemischten Ehen nur griechisch-orthodox getauft werden durften, hat das Lebensglück vieler Personen zerstört. Es war aber diese Frage in Livland zu einer ganz besonderen Wichtigkeit herangewachsen, da Tausende und abermals

Tausende in den Banden der griechisch-orthodoxen Kirche festgehalten wurden und nur durch Eintritt der Möglichkeit, in gemischten Ehen wenigstens die Kinder lutherisch erziehen zu dürfen, für den Stillstand in der Verminderung der evangelischen Kirche eine Hoffnung geboten wurde. Ich war persönlich in der Lage, bei Gelegenheit einer Kirchenvisitation zu Michaelis durch den estländischen Generalsuperintendenten Rein eine leidenschaftliche Scene zu erleben, in der besonders ein Theil der weiblichen Bevölkerung unter Wehklagen und Thränen die Bitte stellte, dass, wenn es auch ihnen nicht mehr erlaubt sei zu ihrem alten Glauben zurückzukehren, man ihre unschuldigen Kinder doch nicht leiden lasse. Ich mochte also auch nicht die Hoffnung, die durch jenes Schreiben erweckt wurde, von der Hand weisen und glaubte, dass sich wol eine geeignete Form finden dürfte, um diese Fragen beim Kaiser anzuregen. Indem ich Baron Werther diese Meinung nicht vorenthielt und in eingehendster Weise mit ihm berieth, musste ich ihm doch sagen, dass dies meine ganz individuelle Ansicht sei; dass ich aber, wenn er mich dazu autorisire, gern mit den Vertretern der Ritterschaften, die gerade in Petersburg anwesend seien, die Angelegenheit durchsprechen würde. Auf Baron Werthers Wunsch that ich nun letzteres, begegnete aber bei allen Vertretern der Corporationen der entschiedensten Abneigung, irgend einem solchen Wunsch des Königs entgegen zu kommen, irgendwie hierzu zu rathen. Baron Werther hat denn solches seinem königlichen Herrn mitgetheilt und auch seinerseits von jedem Schritte abgerathen, der König sich auch dabei beschieden.

Es ist bekannt, dass 1865 eine Verordnung erlangt wurde, durch die für die baltischen Provinzen der Zwang wegfiel, die Kinder gemischter Ehen in der orthodox-griechischen Kirche zu taufen. Rechtlich aber schützt kein Gesetz die Protestanten in den baltischen Provinzen bei der Ausübung dieses grossen Vorzugs. Für die Protestanten des übrigen Reiches besteht immer noch dieselbe Gebundenheit. Wenn ich mir auch nicht erlauben will die Hoffnung auszusprechen, dass durch ein Eingehen auf jene Anfrage des Königs Erfolge zu erzielen gewesen wären, so ist immerhin der Schritt des Königs werth aufgezeichnet zu werden. Man kann auch nicht geradezu in Abrede stellen, dass bei der Wichtigkeit der damaligen Stellung Preussens zu Russland, bei den ausserordentlichen Diensten, die der König geleistet, ein tactvolles Ein-

treten desselben doch wol eine glückliche Wirkung gehabt haben könnte.

Bevor die in Aussicht genommenen gesetzgeberischen und organisirenden Verordnungen verwirklicht wurden, trat eine Seite des öffentlichen Lebens sofort in energischster Weise hervor. Eisenbahnbauten wurden schon im ersten Jahre der Regierung in grossartigem Masse concessionirt, und unter der Anregung dieser Concessionen wurden, zumal durch die Gruppe jener Personen, die die Concessionen empfingen, allerlei industrielle und finanzielle Unternehmungen hervorgerufen. Die Regierung begünstigte solches in hohem Grade. Es wurde eine Massregel getroffen, die nicht nur ausserordentlich eingreifend für das ganze wirthschaftliche Leben des Reiches war, sondern mit den früheren Gewohnheiten geradezu in Widerspruch trat und eine Krisis hervorrufen musste. Ich meine hier die Gesamtsumme der Verordnungen, die sich auf das Bankwesen und den Geldverkehr bezogen.

Während des Krieges war eine grosse Menge von Banknoten in Circulation gesetzt, die das Bedürfnis an Geldzeichen bei weitem übertraf. Ein grosser Theil der unverwandten Geldzeichen strömte in die Bank zurück, und dieser Ueberfluss an Papiergeld wurde als ein Ueberfluss an Capital angesehen, dessen nutzbringende Verwerthung angestrebt werden sollte.

Es war eine seit langem begründete Gewohnheit der russischen Handelswelt nicht nur, sondern auch aller wohlhabenden Privatleute überhaupt, alles nicht augenblicklich nothwendige Geld in die Bank zu tragen und dagegen *au porteur* lautende fünfprocentige Bankscheine sich geben zu lassen, die in jedem Augenblicke wieder in baares Geld umgesetzt werden konnten. Fast alle Capitalien wohlthätiger Stiftungen &c. waren zum Zinsfuss von fünf und vier Procent ebenfalls in der Bank deponirt. Nach dem Kriege waren die Einlagen besonders bedeutend. Das dem Verkehr nicht nothwendige Papiergeld wurde auf diese Weise in wohlthätiger Art aus dem Verkehr gezogen. Der Bank konnte keine Gefahr daraus entstehen, da sie mit demselben von ihr angefertigten Papiergeld die etwaigen Rückforderungen bezahlte. Nun hiess es plötzlich, es wäre eine unheilvolle Gewohnheit der Besitzenden sich in dieser Weise der Bank zu bedienen; das Capital müsste productiv gemacht werden. Es wurde hierbei übersehen, dass dieses Papiergeld ja gar kein Capital repräsentirte. Der erwähnte Gedanke wurde durch die Verwaltung aufgenommen, und durch eine ganz ausser-

ordentlich unbillige, unverständige und falsche Herabsetzung des Zinsfusses der Bank wurden die Deposita aus derselben vertrieben. Die Bank sollte fortan nur $2\frac{1}{2}$ Procent Zinsen zahlen, während der Zinsfuss im Privatverkehr bis gegen 10 Procent betrug. Dabei machte die Regierung ein ganz unmoralisches Geschäft, indem die resten Capitalien, die gar nicht herausgezogen werden konnten, derselben Massregel unterworfen wurden. Es waren in den Banken Capitalien der Stiftungen verschiedenster Art deponirt, die nun auch einen Zinsverlust erlitten, der beinahe die Hälfte der früheren Rente betrug. — Ohne hier weiter auf die Theorie einzugehen, hebe ich nur hervor, dass diese Massregel der schon erweckten Speculation in verführerischster Weise entgegenkam. Niemand wollte mit der kleinen Rente vorlieb nehmen, jeder suchte bessere Anlage seines Capitals, und je weniger früher Unternehmungen und Speculationen unter der Klasse der grösseren Besitzenden Gewohnheit gewesen, desto mehr fanden die thörichtsten Vorspiegelungen jetzt unter ihnen Platz. Es ergriff damals die russische Gesellschaft eine Speculationswuth, die Jahrzehnte hindurch ihren Charakter bestimmt und geschädigt hat. Zu Anfang war natürlich blos Gewinn und Vorthail zu verzeichnen. Der Speculationschwindel wuchs, und mit diesem kamen selbstverständlich die Leute empor, die von diesem Schwindel den besten Gebrauch zu machen verstanden. Stand auch die öffentliche Moral in Geldangelegenheiten, zumal durch den Krieg, der gegen die Krone, die казна, als so zu sagen ausserhalb des Gesetzes stehend, betrieben wurde, schon niedrig genug, so wurde jetzt der Krieg der Geschickten, der Geschäftskundigen, wie man zu sagen pflegte, gegen die Besitzenden und die unglücklichen Actionäre gewandt.

In Frankreich war ja nach dem Staatsstreich vom zweiten December eine Periode der tollsten und glücklichsten Speculationen ins Werk gesetzt, und einem der Theilnehmer an jenem Fasching fiel nun auch eine bedeutende Rolle in Russland zu. Louis Napoleon hatte seinen Halbbruder, den Grafen Morny, nicht nur als Botschafter zur Krönung gesandt, sondern auch denselben zum Residenten am petersburger Hofe ernannt. Graf Morny hatte seine Stellung sofort dazu zu benutzen verstanden, für eine französische Gesellschaft einen Contract zu erlangen, der dieser Gesellschaft Eisenbahnbauten im grossartigsten Maasstabe concessionirte. Hier war der erste Hebel angesetzt, hier gab es Actien zu verkaufen und Prämien einzucassiren. Es ist schwer festzustellen, wie weit

der Einfluss Mornys auf die russische Gesellschaft gegangen. Ohne Einfluss ist er gewiss nicht gewesen, und es ist interessant, die Stellung des Mannes in Petersburg uns einigermassen zu vergegenwärtigen, so wie auch ganz besonders die Veranlassung zu erzählen, die ihn zum Botschafter und Gesandten berufen hatte, da sie gerade auf dem Felde der ehrlosesten Speculation lag.

Morny hat von seinem ersten Erscheinen in der Gesellschaft in Paris und von seinem ersten Auftreten im politischen Leben an eine catilinarische Existenz geführt. Der Sohn der Königin Hortense hatte nicht genügendes selbständiges Vermögen, um auch bei anderer moralischer Anlage eine unabhängige Rolle zu spielen. So hatte er denn schon in seiner Jugend, wie bekannt, seine persönlichen Reize und Begabungen verkauft und nach der Revolution in alle nur denkbaren politischen Intriguen sich eingelassen, wobei immer die Geldfrage nicht vergessen wurde. Mit der Präsidentschaft seines Bruders war nun die Unterlage zu allem Schwindel gefunden. Der unabweisbare Bankerott nach bodenloser Verschwendung war für die Brüder, wie bekannt, einer der Beweggründe für das Wagnis des Staatsstreichs. Dieser gelang, und die Orgien wurden in vergrössertem Massstabe fortgesetzt. Vorgreifend und Mornys ganzes Leben überblickend, kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, dass wol kein Zeitgenosse in gleichen Verhältnissen Geld besessen und verloren hat, dass niemand so oft reich und so oft dem Bankerott nahe gewesen. Sogar zur Zeit seiner grossen politischen Bedeutung als Präsident des Corps législatif war er diesen Wechselln unterworfen. Mehr als ein Mal hat der reiche Mann heimlich die Diamanten der Frau versetzen müssen. Als er starb, war ein nur unbedeutendes Vermögen vorhanden, und niemand kann nur annähernd sagen, wie viele Millionen er verschwendet.

Während der Präsidentschaft oder auch nach dem Staatsstreich war eine grosse Actiengesellschaft gegründet worden, die unter dem Namen «*le grand Central*» das französische Eisenbahnnetz in den mittleren Departements Frankreichs ausbauen sollte. Morny stand an der Spitze dieses Unternehmens. Während unter tüchtiger und kenntnisreicher Leitung die grossen Linien, die Paris mit dem Norden und Osten, Süden und Westen verbanden, in geschicktester Weise ausgebaut und in Betrieb gesetzt waren, sind keine Spuren von der Thätigkeit des «*grand Central*» vorhanden. Es war mit den für ihn eingezahlten Capitalien so gewirthschaftet

worden, dass, während nur Bruchtheile in Ausführung begriffen waren, kein Geld mehr weiter vorhanden war. Ein Bankerott in skandalösester Form stand vor der Thür. Der Halbbruder des Kaisers und andere seines vertrautesten Umganges wurden in einen ehrlosen Handel verwickelt, was auch dem Kaiser und Kaiserreiche nur schaden konnte. Napoleon musste eingreifen. Die erste Bedingung zum erfolgreichen Eingreifen war eine längere Entfernung Mornys von Paris. So wurde er denn Botschafter und Gesandter, und trotz der grossen Stellung soll es ihm doch ein schwerer Kampf gewesen sein, Paris und sein kleines reizendes Häuschen in den Champs-Élysées zu verlassen; jenes Häuschen, das, unter dem Scherznamen *«cage à fidèles»* bekannt, ganz nahe an dem grossen, der Gräfin Lehon gehörigen Hause belegen war. — Nun ging der Kaiser ans Werk. Der *«grand Central»* musste aufgelöst werden und ohne Skandal verschwinden. Das ganze Netz dieser Eisenbahngesellschaft hat dann der Kaiser, in persönlicher Verhandlung, unter die anderen grossen französischen Eisenbahncompagnien vertheilt. Die Directoren jener Gesellschaft sind hierzu zum Theil gezwungen, zum Theil durch allerlei Begünstigungen veranlasst worden, in das für sie böse Geschäft einzugehen. Die Geschicklichkeit des Kaisers, seine Verfügung über den Staatssäckel und über die gesetzgeberischen Gewalten haben ihm solches möglich gemacht, natürlich unter dem Deckmantel *du plus grand bien pour la France*. Das Archiv des *«grand Central»* wurde verbrannt, nicht ein Stück blieb nach. Es ist vielleicht kaum ein grösserer Frevel mit Staatsinteressen getrieben worden; dennoch ist nichts davon ins Publicum gekommen. Sogar die Skandalpresse hat sich dieses Vorfalls nicht zu bemächtigen verstanden. Alle, die davon wussten, wären in ihrer eigenen Ehre geschädigt worden, wenn dieser Schwindel bekannt geworden wäre. Mir ist es dennoch unbegreiflich, dass jetzt, nach dem Fall des Kaiserreiches, davon nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen. Allerdings liegt ein Menschenalter dazwischen, und die sogenannten grossen Eisenbahncompagnien Frankreichs haben immer noch ein Interesse, dass diese Transactionen nicht offenkundig werden.

Das war also die ehrenwerthe Veranlassung zur Wahl Mornys, und der gewiegte Schwindler konnte selbstverständlich eben so wenig von den alten Gewohnheiten lassen wie die Katze vom Mäusen. Dieser französische Gesandte öffnete in gewisser Weise die bis dahin so geschlossene petersburger Gesellschaft den Geld-

leuten, den guten und schlechten Industriellen, und es dauerte nicht gar lange, dass diese Leute und zumal die grossartigen Schwindler eine Rolle in der Gesellschaft spielten. Zu letzteren, den Schwindlern, gehörten aber auch Personen, die schon früher zur Gesellschaft gehört hatten, hohe Staatswürdenträger &c.

Auch äusserlich wurde durch Morny und Genossen die Gesellschaft berührt. Die guten, rücksichtsvollen, zum Theil auch zu steifen Formen wurden hier zuerst in nicht liebenswürdiger Weise durchbrochen. Ich kann mich auch jetzt noch nicht, nach einigen zwanzig Jahren, des Lächelns erwehren, wenn ich an ein kleines Tableau denke, das alle Anwesenden verschiedentlich berührte. Die Fürstin Kotschubei hatte ein grösseres Diner mit allem Luxus eines guten, grossen Hauses gegeben, zu dem auch der Kanzler Nesselrode und der französische Gesandte gehörten. Am Nachmittag nun sass der greise Kanzler, seiner Gewohnheit gemäss, auf einem Stuhl neben dem kleinen Lehnstuhl der Hausfrau; auf der anderen Seite derselben hatte der französische Gesandte eine beinahe liegende Stellung auf dem Sopha eingenommen. Das Erstaunen und die Blicke der Hausfrau sowie einiger Gäste waren höchst ergötzlich. Morny erlaubte sich überhaupt, was ihm bequem und angenehm war. Auf einem Ball, den er gab und zu dem der Kaiser eine Einladung angenommen, empfing er den Kaiser in seiner Botschafteruniform. Als der Kaiser den Ball verlassen, mochte er aber weder die Uniform behalten, noch Toilette machen, sondern er vertauschte die Uniform selbst mit einem Frack und erschien wie auf einem Maskenball, unten goldgestickt. Gleiches thaten denn auch die übrigen Herren der französischen Botschaft. Charakteristisch ist ja in diesen unbedeutenden Zügen das Aufgeben der hergebrachten rücksichtsvollen Gewohnheiten, wenn diese unbequem erschienen. — Bald wurde denn auch in Petersburg in den Salons der Damen geraucht wie in einer Tabagie, was auch heute noch in Frankreich und England unerhört ist, sobald eine Dame anwesend.

Eine angenehme und interessante Persönlichkeit war der neuernannte englische Gesandte, der später und auch im jetzigen Augenblick als Lord Kimberley Colonialminister im Whigministerium ist.

Lord Woodhouse war erst 32 Jahr alt, als er nach dem Kriege den wichtigen Posten eines englischen Gesandten in Petersburg erhielt. Er gehörte bald zu unserer Jagdgenossenschaft; so

habe ich auch viel mit ihm verkehrt. Der junge Mann war aber keineswegs vom Gewinn eines so wichtigen diplomatischen Postens befriedigt; das Ziel seiner Wünsche, die Bedingung seines Ehrgeizes war, eine Rolle daheim in England zu spielen, im Parlament eine Stellung zu erringen und die Geschicke seines Landes mit zu leiten. Nicht uninteressant ist der Vergleich mit den strebenden Männern auf dem Continent, die dem Gesandtschafts- und Botschafterposten den höchsten Werth beilegen. Lord Woodhouse, wie er damals hiess, hat mir nicht den Eindruck einer bedeutenden Persönlichkeit entgegengetragen, und doch war er in ausnahmsweise jungen Jahren Gesandter und sitzt jetzt zum zweiten Mal als Minister in einem englischen Cabinet. Es ist eine Erscheinung des parlamentarischen Regimes, dass nicht die absolute geistige Begabung zu einem Amt und Beruf, sondern Parteiverbindung, die Stellung der Familie, ein gewisses Geschick sich geltend zu machen gar oft den mittelmässig Begabten Stellungen giebt, die die besten Männer nicht erringen. So viel ich die ministerielle Thätigkeit vom lebenswürdigen Lord Kimberley habe verfolgen können, ist diese keineswegs eine bedeutende und glückliche zu nennen. Er gehört aber nun einmal zu den Leuten, die ins Cabinet berufen werden, und wird aller Wahrscheinlichkeit nach auch im nächsten Whigcabinet sitzen, da die Tage des Gladstoneschen Ministeriums doch wol gezählt sein dürften¹. Auch Lord Woodhouse führt mich wieder einmal nach Gadebusch, und in meiner Erinnerung taucht, nach glücklicher Jagd, das Bild einer Tafelrunde auf. Die kleine, nur sechs Personen zählende Gesellschaft war in ein so eifriges Gespräch gerathen, dass wir an dem Tisch sitzen blieben, der, nach englischer Weise abgeräumt, von uns erst nach 11 Uhr verlassen wurde. Als die Gruppen sich trennten, theilten wir uns doch unser Befremden darüber mit, dass der jüngste unter uns, der anwesende Engländer, wirklich zum englischen Gesandten erwählt worden sei. Ich werde später über seinen Nachfolger berichten, einen eminent begabten, geistvollen und lebenswürdigen Mann, Lord Napier, der aber nicht Cabinetsminister geworden und ohne Amt und ohne seine Stimme zu erheben im Oberhause sitzt.

Mehrmals gehörte ein gar geistvoller und witziger älterer Freund zu der Gadebuscher Jagdgesellschaft. Er war vor kurzem gezwungen gewesen von einem wichtigen Posten abzutreten: kai-

¹ Geschrieben im Juni 1882.

serliche Ungnade lastete auf ihm; da genoss er es ganz besonders, von Zeit zu Zeit Petersburg zu verlassen und in Gadebusch jagen und plaudern zu können. Der General Ilja Bibikow war von dem Tage an, da der Grossfürst Michael die Epauletten erhalten hatte, zu seinem Adjutanten ernannt worden und ist bis zum Tode des Grossfürsten sein vertrautester Diener gewesen und von demselben stets mit ausgezeichneter Freundschaft behandelt. Aelter geworden, wurde er, da der Adjutantendienst aufhörte, dem Grossfürsten als einer seiner Gehilfen für das von ihm verwaltete Amt eines Generalfeldzeugmeisters beigegeben. So war er General der Artillerie und Generaladjutant geworden. Nach dem Tode des Grossfürsten Michael hatte ihn der Kaiser zum Generalgouverneur von Wilna, Kowno und Grodno ernannt. Seine Entlassung aus diesem Amte, die Art und Weise, in der sie geschehen, wirft einen hellen Lichtstrahl auf viele Vorgänge der so verhängnisvoll gewordenen Gesetzgebung über die Aufhebung der Leibeigenschaft. Nachdem der Frieden geschlossen und eine Menge Massregeln der früheren strafferen Regierung aufgehoben worden, glaubten die Edellente jener Gouvernements, dass auch sie von einigen drückenden Bestimmungen befreit werden könnten. Die Wahlfähigkeit zu den Adelsämtern war durch die Einführung der russischen Adelsordnung in der Weise beschränkt, dass nur die Personen wahlfähig waren, welche den Grad des Oberofficiers in Militärdienst erhalten hatten. Auch der Generalgouverneur erkannte, dass diese Beschränkung oft die besten Kräfte vom Wahldienst ausschloss, und so ging er auf den Wunsch der Adelsmarschälle ein, eine dahin zielende Petition Sr. Majestät zu überreichen. Bibikow, zwar kein Freund der Polen, aber auch nicht deren Feind, wie sein Bruder Dmitri, begünstigte dieselben keineswegs und zu seinem Fürwort konnte ihn bloß die Wohlfahrt des Landes veranlassen. Er bat um die Erlaubnis nach Petersburg kommen zu dürfen und schickte dem Minister die Abschrift der Bittschrift und seinen Bericht mit der Anfrage ein, ob er die Supplik Sr. Majestät behändigen dürfe und ob überhaupt dieselbe officiell zur Sprache zu bringen sei. Er erhielt den Befehl nach Petersburg zu kommen. Als er sich dem Kaiser vorstellte, wurde er sofort in ungnädigster Weise angesprochen und ihm Ueberschreitung seiner Vollmacht vorgeworfen. Der ergraute Staatsdiener bat um die Erlaubnis, die Angelegenheit zu erläutern, ihm ward aber das Wort abgeschnitten und er kurzer Hand entlassen. Der General musste selbstverständlich

um seinen Abschied einkommen. Er selbst aber und die Personen, die Zeugen des Auftritts gewesen, und alle, die den Vorfall erfuhren, fanden keine Erklärung für das Verhalten des sonst wohlwollenden, milden und zumal gegen ältere Personen stets rücksichtsvollen Herrn. Bald aber fand sich die Aufklärung, als verlautete, dass der Kaiser selbst beabsichtigt hätte, diese drückenden Massregeln aufzuheben und mehrere andere milde Verordnungen für die littauischen Provinzen zu erlassen: durch das Vorgehen des Generalgouverneurs wäre seine persönliche Initiative in Gefahr gekommen, misskannt zu werden. Der Wunsch, als Wohlthäter aufzutreten, der alleinige Träger grosser Massregeln und der Beglückung des Volkes zu sein, hat ihn während der 25jährigen Dauer seiner Regierung beherrscht, und dieses ist von geschickten Intriguanen vielfach benutzt worden. Bei Besprechung der Freilassung werde ich die unheilvollen Folgen dieses Vorgehens nachzuweisen haben, wo statt Recht und Gerechtigkeit walten zu lassen, immer nur Wohlthaten geübt werden sollten. Ich bemerke hierbei noch, dass die kurz vor dem Ende des unglücklichen Monarchen plötzliche, unvorbereitete Abschaffung des Salzzolles in diese Richtung gehört.

Die Erwähnung des Generals Bibikow erinnert mich an das einzige grosse Haus in Petersburg, das ich in meinen reiferen Jahren in den Traditionen einer früheren Generation sich bewegen sah und das an die Zeiten gleich nach dem grossen Kriege erinnerte. Frau von Mjatilew, die Schwiegermutter des Generals Bibikow, war die einzige Tochter des Feldmarschalls Fürsten Soltikow, der in der Schlacht bei Kunersdorf gegen den grossen Friedrich befehligte und mit Laudons Hilfe siegte. Die einzige Tochter des späteren Erziehers und Vormundes des Kaisers Alexander hatte einen ausserordentlich reichen, unbetitelten Edelmann geheiratet, der keinen Ehrgeiz darin gesetzt hatte im Staatsdienst seine Zeit zuzubringen. Die Ehegatten hatten zu Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts viel in Deutschland, Frankreich und Italien gelebt, Kunstschatze gesammelt und selbst als Dilettanten Musik und Malerei getrieben. Das grosse saalartige Schlafzimmer der Frau von Mjatilew war von oben bis unten mit Porträts ihrer Freunde und Freundinnen ausgefüllt, die sie in Sepia selbst ausgeführt hatte und die beinahe ein halbes Jahrhundert dem Beschauer vorführten. Eine sehr lange Gallerie enthielt römische Erinnerungen, zumal Darstellungen der Ruinen, Säulen, Baulichkeiten im schönsten farbigen Marmor. Kunstsachen aller Art füllten das Haus.

Porträts und Büsten ihres Vaters liebte sie den Besuchern zu zeigen, und die kindliche Verehrung der greisen Frau für das Andenken des vor einem halben Jahrhundert verstorbenen Vaters war rührend. Wenn sie in grosser Toilette war, so war die Cocarde mit einer Nadel, die blos einen Diamanten von ausserordentlicher Grösse hatte, befestigt, und liebte sie zu erzählen, wie die Kaiserin Maria Theresia diesen Diamanten dem Feldmarschall zur Erinnerung an die Schlacht von Kunersdorf gegeben, mit dem Bemerkten, der Stein sei unter seinesgleichen eben so ausgezeichnet, wie jene Schlacht unter den von ihr gewonnenen Siegen. — Frau von Mjatilew bewohnte ein grosses, im Carré gebautes Haus allein, obzwar meist eines oder das andere ihrer Kinder bei ihr weilte. Neben Gesellschaftsdamen &c. war sie von einer ausserordentlich zahlreichen Dienerschaft umgeben, die mit Weib und Kind in demselben Hause wohnte. Sie hatte täglich offene Tafel für ihre Freunde und Bekannte, jeden Abend Gesellschaft und bis in ihr hohes Alter ermangelte sie nicht grosse Feste zu veranstalten. Wenn sie auch sonst nicht ausfuhr, so gab es doch kein grosses Hoffest, dem sie nicht beiwohnte. Als einst ein solches im Sommer in Zarskoje-Selo veranstaltet worden war, war die hochbetagte Dame höchst verletzt, dass sie nicht geladen, und antwortete ihrer Tochter, die entschuldigend gemeint, man habe sie nicht eingeladen, um ihr die Ermüdung zu ersparen: *«C'est à eux de m'engager et à moi de savoir si ça me fatigue.»* Nie hat sie sich der niedrigen, kleinen Wagen bedient, wie sie in den vierziger und funfziger Jahren gebräuchlich waren, sondern fuhr immer im hohen Wagen nach altrussischer Weise mit einem kleinen Vorreiter auf dem linken der Spitzpferde, zwei Diener hinten auf; mit ihr hat dieses Fuhrwerk in Petersburg aufgehört.

Der Gedanke, die Leibeigenschaft aufzuheben, trat immer mehr in den Vordergrund, und zu Anfang des Jahres 1857 ernannte der Kaiser ein Comité unter dem Vorsitz des nunmehrigen Fürsten Orlow zur Berathung der vorbereitenden Massregeln. Die Wahl des Vorsitzenden sowol, als die Zusammensetzung des Comité muss als eine nicht glückliche bezeichnet werden. Die widerstrebendsten Meinungen waren in diesem Comité vertreten. Die Majorität der Herren, sowie der Fürst Orlow waren entschieden gegen den Gedanken der Aufhebung überhaupt und wollten durch Verzögerung die Angelegenheit aus der Welt schaffen. So fand der Kaiser

nicht die nothwendige Unterstützung, so fand er nicht die nothwendige Belehrung für die Behandlung der so schwierigen Frage. Sein Wille, den Bauern die Freiheit zu geben, wurde in keiner Weise dadurch beirrt; die Angelegenheit kam aber auf unregelmässige Wege. Der Kaiser wurde von verschiedensten Seiten mit den verschiedensten Ansichten belästigt, wie er selbst gesagt hat. Er ergriff nun die erste sich ihm darbietende Veranlassung, um aus dem Gedanken in die That überzugehen. Diese Veranlassung bot ein Memoire und ein Gesetzentwurf des Generalgouverneurs von Wilna, Kowno und Grodno, Nasimow. Die Adelsversammlungen jener drei Provinzen hatten unterthänigst gebeten, den Bauern die persönliche Freiheit geben zu dürfen, indem sie das Eigenthum an Grund und Boden sich vorbehalten wollten. Der leitende Gedanke bei dieser Bitte war, die Freiheit den Individuen ohne irgend welchen Ersatz zu geben, dagegen aber das Recht am Grund und Boden zu behalten. Der Kaiser hatte vorher schon den Grossfürsten Constantin zum Mitglied jener grossen Commission ernannt, der seinerseits ganz unvorbereitet mit Feuereifer in möglichst rascher Weise das grosse Werk fördern wollte. Da es nicht meine Absicht sein kann hier eine Geschichte der Aufhebung der Leibeigenschaft zu skizziren, um so weniger als soeben die vortreffliche Darstellung des Prof. Engelmann in der «Balt. Monatsschr.» erscheint, so mache ich hier nur diese kurzen Andeutungen, wodurch und auf welche Weise die grosse Angelegenheit ohne wirklich leitende Grundsätze gelöst wurde, und wie sie aus den Händen einer ruhigen, berathenden, den Kaiser unterstützenden und seinem Willen entgegenkommenden Commission und der hierzu zunächst berufenen Interessenten der Adelscorporationen Russlands schliesslich durch einige eifrige Bureaukraten und Macher zum Abschluss gelangte. — Schon in den ersten Erlassen, die im Anschluss an das Allerh. Rescript vom 20. Nov. 1857 publicirt wurden, trifft man auf Widersprüche. Die hier ausgesprochenen Grundsätze werden dennoch später nicht inne gehalten, die Theilnahme der grundbesitzenden Edelleute, die Arbeiten der provinziellen Adelscorporationen treten ganz in den Hintergrund und ist ihnen schliesslich kein Einfluss gegönnt worden. Durch das Rescript vom 20. Nov. 1857 wurde zwar nichts Definitives festgesetzt, es kam aber zum Bewusstsein und zur Erkenntnis der Nation und jedes Einzelnen, dass die Frage nicht mehr hinausgeschoben, sondern endgiltig gelöst werden würde. Mit dieser Erkenntnis entbrannten aber auch die

Leidenschaften. Während bis ins Jahr 1858 hinein das Publicum, auch die petersburger Gesellschaft, auffallend gleichgiltig oder abwehrend sich verhalten hatten, trat jetzt das Entgegengesetzte ein.

Ich habe den Winter 1857—58 nicht in Petersburg geweilt; schon im Frühjahr 1857 hatte ich Russland verlassen und brachte, nachdem ich den Sommer in Deutschland und England verlebt, den denkwürdigen Winter 1857—58 in Paris zu. Ich nenne den Winter denkwürdig, weil er den Beginn der Aufhebung der Leibeigenschaft sah und die Art der Lösung dieser Frage bis auf den heutigen Tag und wol noch lange hinaus die Lage Russlands bestimmt; ich nenne den Winter denkwürdig, weil das Orsini-Attentat den Kaiser Napoleon nicht nur zum italienischen Kriege, sondern zu seiner ganzen Nationalitätspolitik getrieben hat. Jener italienische Krieg aber und das Liebäugeln mit den Nationalitäten hat den späteren Theil seiner Regierung bestimmt und enthält den Keim seines Sturzes.

Als ich nun nach beinahe zweijähriger Abwesenheit im Winter 1858—59 wieder nach Petersburg kam, fand ich gar veränderte sociale und gesellige Zustände vor. An Stelle der grossen Gleichgiltigkeit war nicht nur Leidenschaftlichkeit getreten, diese hatte eine charakteristische doppelte Richtung. Während die Mehrzahl der Besitzenden, zumal der Gutsbesitzer, sich früher abwehrend gegen das Bestreben des Kaisers verhalten hatte, war jetzt plötzlich die grosse Mehrheit, in Petersburg wenigstens, auf der entgegengesetzten Seite zu finden. Man begnügte sich aber nicht, den grossen Gedanken gut zu heissen, seine Förderung zu wünschen und zu unterstützen, sondern die entgegenstehende Meinung wurde mit Spott und Verachtung behandelt und ein besonderer Spottname «Крѣпостники» in Umlauf gesetzt für alle diejenigen, die, ohne dem Princip entgegen zu sein, die Bedenken dagegen hervorhoben, einen grösseren Antheil für die Gutsbesitzer an der Lösung der Frage wünschten, besonders vor jeder Uebereilung warnen und eine längere Zeitdauer zur Entwicklung für nothwendig hielten. Bei vielen von diesen als liberale und Fortschrittspartei sich bezeichnenden Personen hatte sich nun noch ein anderer Gedanke eingestellt: mit der Freiheit der Bauern sollte auch den oberen Klassen der Gesellschaft ein grösserer Antheil an der Regierung gegeben werden. Ich habe damals zu meinem Entsetzen die ausserordentlichsten Projecte vernommen und wollten diese Russen gar nicht begreifen, dass die Ausländer ihnen nicht zustimmten.

In ergötzlichster Weise habe ich halbtolle Projecte durch Lord Napier einem Damenkreise gegenüber zeichnen gehört. Auch gesellschaftlich war Petersburg sehr verändert. Die politischen Meinungen traten bestimmend in die persönlichen Beziehungen ein. Auch ich gab manche frühere Beziehungen auf, weil ich nicht immer discutiren mochte. Nun trat in diesen als liberal bezeichneten Kreisen auch die Misgunst gegen die für conservativ geltenden baltischen Provinzen mehr und mehr hervor. Diese Richtung, die in den nächsten Jahren immer mehr und mehr zunahm und immer schärfer wurde, veranlasste mich, meinen Aufenthalt in Petersburg zu beschränken und später, als mich keine geschäftliche Nothwendigkeit dort festhielt, nur noch Tage oder kurze Wochen in Petersburg im Umgange meiner vertrautesten Freunde zu weilen. Auch im diplomatischen Corps waren für mich persönlich wichtige Veränderungen eingetreten. Mein Freund Esterhazy war im Herbst 1858 in Fontainebleau gestorben. Er war einem alten Leiden erlegen, das er besiegt zu haben hoffte, treu gepflegt von der ausgezeichneten Frau, die seine Gattin werden sollte. An seine Stelle war Graf Franz Thun getreten. Er und seine liebenswürdige Frau boten auch mir bald ein gar angenehmes Haus. An Stelle von Lord Woodhouse war Lord Napier ernannt, und bald sollte Baron Werther durch den Freiherrn von Bismarck-Schönhausen ersetzt werden, dessen Persönlichkeit ja auch schon in Petersburg bedeutsam hervortrat.

Der Sommer 1859 hatte den italienischen Feldzug gebracht. Der unerwartete Friedensschluss hatte auch mich im höchsten Grade überrascht, als ich an einem schönen Frühlormorgen in Gadebusch einen zur Jagd erwarteten diplomatischen Freund aus dem Wagen steigen sah und er mir das gedruckte Extrablatt des «Journal de St. Pétersbourg» übergab.

Russland berührte der italienische Krieg scheinbar in keiner Weise, und dennoch wirkte derselbe auf Russland in unerfreulichster Art. Unser Cours fiel sehr bedeutend und hat auch niemals die Höhe erreicht, die er vor diesem Kriege hatte. Es gab keine anderen Gründe für das Fallen als den ungesunden Zustand des Geldmarktes in Russland überhaupt. Trotz der ausschliesslichen Papiervaluta und einer ungünstigen Handelsbilanz hatte sich der Cours nicht nur gehoben, sondern derselbe hielt sich lange Zeit bei nahe *al pari*. Der erste äussere Anstoss genügte nun, um ein Fallen hervorzubringen. Solches hat sich nun bei jeder politischen

schwierigen europäischen Constellation wiederholt, obzwar Russland bis zum zweiten Orientkriege nicht direct in Mitleidenschaft gezogen worden und trotz der von Jahr zu Jahr sich günstiger stellenden Production und Exportation. Hatten doch die Eisenbahnen es ermöglicht, das in den centralen Gouvernements gebaute Korn auf den Weltmarkt zu bringen. Als nun aber Russland direct an einem Kriege theiligt war, die Papieremission immerfort bedeutend gesteigert wurde, entstand nicht nur die jetzige schwierige Lage, sondern der Schaden ist ein so tiefer, dass eine Heilung kaum möglich erscheint.

Ich habe noch nicht den Namen einer Frau genannt, deren Einfluss vielleicht der grösste gewesen ist, der in diesem Jahrhundert einer Dame in Russland zugefallen sein dürfte. Die Grossfürstin Helene, dem württembergischen Königshause entsprossen, hatte den jüngsten Bruder des Kaisers Nikolai, den Grossfürsten Michael geheiratet. Zu Lebzeiten ihres Gemahls war der schönen anmuthigen und geistvollen Frau selbstverständlich eine hohe Stellung in der Gesellschaft und auch wol ein gewisser Einfluss sicher. Als sie aber als Wittve nach vollendeter Erziehung ihrer Töchter ihre Umgangskreise unabhängig wählen konnte, wurde auch in der Politik ihr Einfluss von Jahr zu Jahr bedeutender. Kaiser Nikolai erschien in den letzten Lebensjahren beinahe täglich bei seiner Schwägerin und hat in vielen Fällen auf ihren Rath gehört oder wenigstens ihn hören wollen. Massgebender wurde dieser jedenfalls, als die feste Hand, die rücksichtslose Energie, der schwer zugängliche Charakter des Kaisers Nikolai nicht mehr waren.

Neben allen Vorzügen der äusseren Erscheinung, einer grossen geistigen Lebhaftigkeit und rastlosen Thätigkeit eignete der Grossfürstin viel Geschmack an geselligem Umgang und Talent zur Conversation, sowie der Wunsch alles Gute und Nützliche zu fördern. Während ihrer Ehe in der Wahl ihrer Gesellschaft nach jeder Seite hin beschränkt, hatte sie mit grosser Energie die Verwaltung eines Theiles des grossfürstlichen Vermögens übernommen und sich namentlich ganz den schönen Sommersitz Oranienbaum und die Verwaltung der ausgedehnten Domänen, die zu diesem Besitz gehörten, erbeten. Ohne irgend welche Kenntniss in landwirthschaftlicher und administrativer Hinsicht, ohne irgend welchen sachverständigen Rath zu suchen, hatte sie die ganze Verwaltung umgestaltet, einen grossen landwirthschaftlichen Betrieb eingerichtet, aus Deutschland Landwirthe, Förster, Gärtner kommen lassen.

Diese kannten die Verhältnisse hier nicht, auch war die Wahl zum Theil eine unglückliche gewesen, und so war die geistvolle und unternehmende Frau in böse Verlegenheiten gekommen. — Mein Vater hatte damals seinen Wohnsitz in Gadebusch; er war Kreisadelsmarschall vom Oranienbaum-Peterhofer Kreise und schon als solcher in nähere Berührung mit dem grossfürstlichen Paare getreten. Der Ruf eines trefflichen Administrators, den er genoss, die ausgezeichnete Stellung, die seine von ihm verwalteten Güter unter den übrigen Besitzungen des Gouvernements einnahmen, waren bis zur Grossfürstin gedrungen; so wünschte und erbat sie sich seine Hilfe für ihre Unternehmungen in Oranienbaum und ersuchte ihn, die Oberverwaltung zu übernehmen. Mein Vater war von Geschäften verschiedenster Art in Anspruch genommen und liebte seine Unabhängigkeit viel zu sehr, um ein solches Verhältniss eingehen zu können. Nach vielem Drängen musste er dennoch eine Art von Oberaufsicht übernehmen, die er aber nicht als einen Dienst betrachtet sehen wollte, daher er die Bedingung machte, in keiner Weise weder direct noch indirect, weder durch Geld, noch durch Rang oder Orden honorirt zu werden. Er hat denn auch einige Jahre die Verwaltung geleitet, alles wieder ins gute Geleise gebracht, einen tüchtigen livländischen Edelmann der Grossfürstin als Verwalter empfohlen &c. Als die Frau Grossfürstin im Sommer 1842 ihren Aufenthalt in Reval genommen, hatte sie ihren Hofmarschall entlassen und meinen Vater ersucht, für die Zeit ihres Aufenthaltes in Reval als solcher zu functioniren, damit, wie sie sagte, sie durch einen Estländer die Bekanntschaft der estländischen Ritterschaft machen könne. Ich habe aber nicht das Glück gehabt, in irgend welche nähere Beziehungen zur Frau Grossfürstin zu treten, wie es bei Landsleuten von mir in hohem Grade der Fall gewesen. Es lag auch ein langer Zwischenraum zwischen jenen vierziger Jahren und meinem späteren längeren Aufenthalt in Petersburg. Immerhin habe ich in den funfziger Jahren die Frau Grossfürstin jeden Winter recht oft gesehen, aber eben ohne besondere persönliche Beziehungen zu gewinnen. So darf ich es auch nicht unternehmen, hier diese ausgezeichnete Persönlichkeit näher schildern zu wollen. Sie soll in der intimen Conversation einen grossen Zauber geübt haben; ich bin nicht viel über jene Form der Unterhaltung hinausgekommen, die darin besteht, dass man wol mit einer Frage angedet wird — eine Form, die ja bei den hohen Herrschaften die gebräuchliche, aber eine wenig

angenehme ist. Eigenthümlich war noch im Palais Michel, dass die Frau Grossfürstin nur ausnahmsweise in ihren Appartements empfing. Sie liess vielmehr durch ihre erste Hofdame, die Fürstin Lwow, die Einladungen ergehen und erschien dann, wie es ihr passte, in jenen Kreisen, aus denen sie jedoch auch manches Mal ganz wegblieb. Als in den Jahren 1857 und 1858 die Emancipation der Bauern auf die Tagesordnung gesetzt war, hatte die Grossfürstin mit grossem Eifer sich dieser Frage bemächtigt und hier einen bedeutenden Einfluss geübt. So ausgezeichnet der Geist der hohen Frau war, so hatte doch dieser nicht die Schulung, sie selbst nicht die Vorkenntnisse, um zu einem selbständigen Urtheil kommen zu können. In ihrem Eifer für die Sache selbst, in ihrem Wunsche, die Freiheit des Menschen möglichst rasch zum Gesetz erhoben zu sehen, trieb sie zur Eile und fiel in die Hände der schablonenhaften russischen Freiheitsenthusiasten, die dem Bauer nicht nur die Freiheit geben, sondern ihm auch eine bevorzugte Stellung im Staatswesen anweisen wollten. Der unheilvolle Miljutin wurde bald ihr Berather, den sie viel sah. Ich hatte mich nun auf die andere Seite gestellt, ich konnte und wollte weder einen raschen, entschiedenen Bruch mit der Vergangenheit, ich wollte das Eigenthumsrecht an Grund und Boden den Besitzern gewahrt wissen, — so wurde ich als Reactionär verschrien. Die Grossfürstin behandelte mich so wenig wohlwollend, dass ich ganz aufhörte mich im Palais Michel zu zeigen. Erst in den letzten Lebensjahren der Grossfürstin habe ich wieder die Ehre gehabt, mich ihr zu nähern, und bewahre ich mit Genugthuung die Erinnerung an ihre Liebenswürdigkeit, ihr Wohlwollen für alle und ihren regen, immer der Wahrheit und der Erkenntnis nachspürenden Geist.

Ich habe nun hier die Frage der Aufhebung der Leibeigenschaft schon mehrfach berührt, ich habe erzählt, wie leidenschaftlich die Gemüther in Petersburg und im ganzen Reich erregt waren, ich habe die Richtung angedeutet, in der sich die Gegensätze offenbarten und will nun verzeichnen, was ich persönlich zu jener Zeit über die Behandlung jener grossen Frage erfahren. Ist doch jetzt kein denkender Mensch mehr im Zweifel darüber, dass die Art und Weise, wie jene Frage gelöst wurde, den Keim zu all den Verwickelungen gelegt hat, die jetzt das Reich in die schwierigste Lage geführt haben.



III.

Der Kaiser hatte im Frühjahr 1859 N. Miljutin in die sog. Redactionscommission ernannt und dadurch wurde der Gang der ganzen Entwicklung in eine andere Bahn gelenkt. Die Redactionscommission wurde bald das bestimmende Organ für die gesammte Emancipationsangelegenheit. Statt der aus jedem Gouvernement zu entsendenden Deputirten, welche zahl- und umfangreiche, theilweise, wie verlautete, sehr tüchtige Arbeiten der Localcommissionen mitbrachten, sollten nur Experten herangezogen werden. Diese suchte Miljutin aus seinen Gesinnungsgenossen auszuwählen, und wenn sie auch Gutsbesitzer waren, so hatten sie doch zum Theil nicht auf dem Lande gelebt und kannten nicht die wirklichen Interessen des Grossgrundbesitzes. Untersuchungen über den Werth des Grund und Bodens in den verschiedenen Gouvernements wurden nicht angestellt. Die ganze Gesetzgebung nahm den bureaukratischen Charakter an.

Je mehr man diese Richtung als unabweisbar sich entwickeln sah, nachdem der Widerspruch einzelner Persönlichkeiten zurückgewiesen worden, hörte in der Gesellschaft das Interesse am weiteren Gange der Sache allmählich auf. Immer mehr Personen glaubten sich angenehm zu machen, wenn sie der Miljutinschen Richtung sich anschlossen und daneben ihre Privatinteressen möglichst zu fördern suchten. Des weitaus grössten Theils aber bemächtigte

sich eine Art Gleichgiltigkeit, und man erwartete bloß die einzelnen Bestimmungen, um sich persönlich danach einzurichten. Als nun die Eintheilung des Reichs in drei Zonen publicirt wurde und alle Ländereien innerhalb der einzelnen Zonen gleichmässiger Schätzung unterlagen und die Zahl der den Bauern zuzuweisenden Dessätinen nach der betr. Zone zu berechnen war, gab es nur ein Gespräch über die Emancipation: die Berechnung der vortheilhaftesten Abtretung der Ländereien an die Bauern. Kann man dem Einzelnen einen Vorwurf daraus machen, dass er bemüht war, für seinen Grundbesitz aus dem Gesetz den Nutzen zu ziehen, der zu ziehen erlaubt war, nachdem die Theilnahme und Mitarbeit des Adels in seiner Gesamtheit zurückgewiesen worden? Später haben die Anhänger Miljutins und seiner Richtung wol zu verbreiten gesucht, dass nicht die von ihnen ins Werk gesetzte Gesetzgebung, sondern die Ausführung derselben am überall erregten Misbehagen über sie die Schuld trage, oder aber, dass die Gegner ihrer Richtung, die später im Hauptcomité gesessen, wie z. B. Panin, daran schuld seien, dass die Consequenzen nicht richtig gezogen. Und doch ist bis heute ja der Gemeindebesitz der allgemeine und unantastbare Zustand; alle Ablösungen sind nach den für die drei Zonen vorgeschriebenen Preisen &c. ausgeführt. Gerade im Sinne von Miljutin wurde die vollkommene Unabhängigkeit des Bauern vom Grossgrundbesitzer gesucht und festgestellt; alle Autorität und damit jeder traditionelle Zusammenhang zwischen dem Herrn und dem früheren Leibeigenen wurde aufgehoben, und das dauert alles bis zur heutigen Stunde. Miljutin selbst hat mir kurz vor der polnischen Revolution in Paris, nachdem er schon ein ganzes Jahr von jeder Thätigkeit zurückgetreten war, gesagt, dass jeder jetzt sehen müsse, dass die Emancipation auf richtiger Basis gemacht sei und die von seinen Gegnern gleich wie von mir vorausgesehenen Unruhen nicht eingetreten, die Bauern glücklich und zufrieden wären und der Einfluss der Herren nicht zerstört worden. Später suchten freilich die Urheber andere Persönlichkeiten, um ihnen die nun nicht mehr zu bestreitenden Fehler aufzubürden.

Ich hatte noch in Gadebusch die Erfahrung gemacht, wie geduldig und zufrieden die Bauern die neuen Zustände erwarteten und welche ausserordentliche Hoffnungen sie daran knüpften. Da ich im J. 1862 die Verwaltung aufgab, so habe ich die Zeit dort nicht persönlich erlebt, wo die Autorität des Grundherrn aufhörte und alle Polizeigewalt und Rechtspflege der untersten In-

stanz an die neuen Bauergerichte und die Friedensvermittler übergang. — — — — —

Ich kehre zu meinen Erinnerungen an die Personen zurück, mit denen ich in den JJ. 1860 und 1861 in Berührung gekommen oder von denen ich zuvor noch nicht gesprochen.

Das diplomatische Corps war beinahe gänzlich umgestaltet. An die Stelle meines verstorbenen Freundes Esterhazy war Graf Friedrich Thun österreichischer Gesandter. An Werthers Stelle war ein Jahr später Freiherr v. Bismarck-Schönhausen getreten. England wurde durch Lord Napier repräsentirt. Auch die französische Botschaft war umgestaltet und an Stelle des unruhigen Morny der wenig begabte und wenig thätige Herzog von Montebello getreten. — Graf Friedr. Thun war lange Gesandter in Frankfurt und Präsident des Bundestags gewesen und hatte die Ernennung nach Petersburg nur unter dem Versprechen angenommen, dass er in kürzester Zeit zum Botschafter ernannt werden solle. Leider verhinderte Gortschakow in seinem damaligen Hass gegen Oesterreich und im Vergnügen, das er dabei empfand, den Personen kleine Unannehmlichkeiten zu bereiten, die Ernennung von Botschaftern an beiden Höfen. Graf Thun kam dadurch in eine peinliche Lage, da er vielen Personen seine bevorstehende Erhebung zum Botschafter vertraulich mitgetheilt hatte. So ist der lebenswürdige und in Geschäften höchst angenehme Mann nicht volle zwei Jahre in Petersburg gewesen. Er ist dadurch aus der diplomatischen Laufbahn geschieden, weil kein anderer Botschafterposten für ihn vacant war. Der Sohn und Erbe des schon greisen Besitzers der herrlichen Herrschaft Tetschen, war er ein achtungswerther Charakter und ein sehr angenehmer Gesellschafter, die Gräfin trotz ihrer zahlreichen Familie und der schon heranwachsenden Töchter noch eine schöne und anmuthige Frau. Ich war bald

heimisch in dem angenehmen Hause, und Graf Thun gehörte auch zum Freundeskreise in Gadebusch. Der Austritt aus dem diplomatischen Dienst ist für ihn ein Unglück geworden. Der fröhliche, glückliche Mann gerieth in Böhmen, wie es scheint, ganz unter den Einfluss der Ultramontanen. Trotz grosser Erfolge in der Administration seiner Herrschaft und der Landwirthschaft, trotz seines dauernden Familienglücks — die schönen Töchter haben alle in die grössten Familien Oesterreichs geheiratet und die Söhne ihm nur Befriedigung gewährt — trat alles zurück unter seiner ultramontanen Leidenschaftlichkeit, die ihn verdüsterte. Zumal nach 1870 ging er öfter nach Rom, wo es ungeachtet seiner Herzensgüte und vortrefflichen Formen für Andersdenkende schwer wurde mit ihm umzugehen, weil er so absprechend und intolerant geworden. — Wie anders sind die Lebenswege der beiden Collegen in Frankfurt a. M. geworden! Bismarck hatte dort in steter Gegnerschaft mit Thun gelebt, er sollte ihm in Petersburg auf kurze Zeit begegnen, und während jetzt des Grafen Thun sich nur seine Freunde erinnern, wird Bismarck in allen Ländern der Welt tausendmal täglich genannt.

Als Bismarck in Petersburg als preussischer Gesandter erschien, war er grösseren Kreisen nur durch seine Thätigkeit im preussischen Landtage bekannt. Seine Arbeit im Bundestage, der ausserordentliche Scharfsinn, die energische Verfolgung des einen Zieles: die Bekämpfung der Hegemonie Oesterreichs, die feine Beobachtung und die wunderbare Begabung für die Erkenntnis politischer Zustände kannte damals fast niemand, und das frühe Hervortreten dieser Eigenschaften und seine Thätigkeit ist erst durch die Veröffentlichung seiner Depeschen aus Frankfurt a. M. zur allgemeinen Kenntniss gelangt¹. Ausser vom erwähnten bedeutenden Auftreten Bismarcks im Landtage wurden nur einige mehr oder weniger charakteristische und amüsante Anekdoten über ihn erzählt. Die Zahl dieser vermehrte sich nun bald, je mehr sein der schablonenhaften Diplomatie widersprechendes Auftreten und seine Redeweise auffielen.

Als ich Bismarck einige Monate nach seiner Ankunft in

¹ Dr. Ritter v. Poschinger «Preussen im Bundestage 1851—59». Documente der k. preussischen Bundestags-Gesandtschaft. Leipzig, Hirzel 1882.

Auf p. 72 bittet Friedr. statt Franz Thun zu lesen

der Hrsg.

Petersburg dort zuerst besuchte, fand ich ihn nicht in dem altbekannten und mir sehr lieb gewordenen Hause, welches die preussische Gesandtschaft viele Jahre inne gehabt, sondern in einer möblirten Wohnung, die verwohnt und wenig comfortabel war (sie befand sich im Stenbockschen Hause an der Newa und war von der Gräfin Stenbock, geb. Jakowlew, vermiethet worden. Bismarck erklärte, der preussische Gesandte sei so schlecht bezahlt, dass er kein Haus machen könne und daher auch keins einrichten möge. Er wählte wol diese Form, um es nicht auszusprechen, dass er nicht lange in Petersburg zu bleiben wünsche. Petersburg misfiel ihm augenscheinlich anfangs sehr, wie er denn auch selbst anfangs misfiel, während freilich bald das Gegentheil eintrat. Frau v. Bismarck sprach ungern und schlecht französisch, ihre Zeit und ihre Interessen waren den Kindern zugewandt. Sie fand kein Vergnügen an dem in Petersburg herrschenden Ton und an den späten Stunden in der Gesellschaft. Es wurde damals ganz ausserordentlich in die Nacht hinein gelebt. Da machte es sich denn von selbst, dass Bismarck allein die grösseren Gesellschaften besuchte und in seinem Hause nur intime Bekannte sah, denen seine Geselligkeit aber ungemein angenehm war. Bei diesen kleinen Gesellschaften bei Bismarck war sogar der Frack zu Mittag nicht immer obligatorisch. Er selbst nicht nur, sondern sogar seine jungen Freunde v. Schlözer und Baron Holstein, sowie der Freund des Hauses, der damals noch unverheiratete Herr v. Varnbühler, durften gelegentlich im Oberrock erscheinen. Der Charakter diplomatischer Diners war im Bismarckschen Hause vollkommen ausgelöscht. Wer einmal eingeladen war, wurde wie ein vertrauter Freund des Hauses behandelt. So hatte auch ich mich dessen zu erfreuen, obwol ich zuerst über das nonchalante Wesen im Hause sehr verwundert gewesen; hatte ich doch solches bei einem Diplomaten, zumal in St. Petersburg noch nie erlebt. Eben so vertraulich und scheinbar ohne irgend welchen Hinterhalt war auch seine Unterhaltung. Der liebenswürdige Humor, mit dem er seine Rede zu würzen verstand, liess die Zuhörer oft in Zweifel, wo der Ernst in seiner Unterhaltung dem Scherze weiche. Er benutzte das oft, um sie in die Irre zu führen, oder aber sie gingen in die Falle, die ihnen nicht einmal gestellt war. Es ist ja bekannt, wie Bismarck damals die kleinen deutschen Fürsten wenig achtete, wie ihr Wunsch, in der europäischen Politik eine Rolle ohne jede Mittel hierzu spielen zu wollen, ihm unleidlich

erschien. Obwol er mit einigen ihrer Vertreter in Petersburg auf sehr gutem Fusse stand, haben sie doch oft ganz falsche Nachrichten geglaubt und umhergetragen, die von Bismarck erzählt wurden. Diese Herren waren niemals gut informirt und konnten es auch schwer sein; so waren sie in gar ungünstiger Lage Bismarck gegenüber. Andererseits sagte dieser die wichtigsten und ernstesten Dinge, die seiner innersten Ueberzeugung entsprachen, ohne dass die ganze Wahrheit und Richtigkeit erkannt wurde. So hat Bismarck schon während seines petersburger Aufenthalts immer geäußert, ein Krieg mit Oesterreich wäre durchaus nothwendig; Oesterreich müsse aus dem Bundestag, aus Deutschland hinaus. Er spöttelte über diejenigen, die von einem «Bruderkriege» als etwas Unmöglichem redeten, und behauptete andererseits, dass ein Krieg mit Frankreich gar nicht im Interesse Preussens liege. Während er so ganz öffentlich den Kern seiner politischen Ueberzeugung aussprach, wollten die Meisten darin keineswegs Ernst sehen. Bei dem scherzhaften Ton, mit dem er die Fragen der kleineren Staaten beantwortete, kam denn auch manches Misverständnis zum Vorschein. So hat er einmal am Vorabend einer Bärenjagd, wo er weit im Walde in einem kleinen Häuschen das Zimmer mit Graf Münster theilte, in Veranlassung irgend einer Zeitungsnachricht von der Eventualität eines Krieges mit Frankreich gesprochen und dabei bemerkt, dass eine Concentration der Truppen möglichst rasch um Ehrenbreitenstein die Bedingung eines Erfolges wäre und dass selbstverständlich in diesem Falle die einzige Etappenstrasse durch Hannover nicht genügen könne, sondern ganz Hannover in Anspruch genommen werden müsse. Graf Münster hatte darüber an seine Regierung berichtet, woraus eine unangenehme diplomatische Correspondenz entstand, die natürlich Bismarck nicht beirren konnte, die beiden Herren aber auf so gespannten Fuss brachte, dass sie zu keiner Jagd gemeinschaftlich eingeladen werden konnten. Die Spannung hat lange gedauert; desto ehrenvoller ist es für den Kanzler, dass er dem Grafen später den schönsten diplomatischen Posten Deutschlands anvertraute, da Münster dem Reich wirkliche Dienste im Reichstag geleistet.

Die Jagd auf die grossen Thiere des Nordens, Bären und Elche, war für Bismarck ein grosses Vergnügen, und er hat angenehme Erinnerungen aus Gadebusch, wo er manche glückliche Beute gemacht und einen sehr starken Bären auf der Lauer geschossen hat. Durch ein Misverständnis geschah einmal der

böse Fehler, dass Bismarck gleichzeitig mit Graf Thun zur Jagd dorthin eingeladen worden. Mir war das sehr unangenehm, und ich sollte bald erfahren, dass meine Empfindung richtig war. Ich hatte, sobald der Fehler begangen, eine grössere Gesellschaft als gewöhnlich geladen. Wir vereinigten uns am zweiten Jagdtag zur Mittagstafel; bei herrlichem Wetter waren die meisten Herren zu Schuss gekommen und hatten schöne Thiere erlegt; so war die Stimmung eine sehr heitere, und ich freute mich alles wohlaufgelegt zu sehen. Ich hatte Graf Thun zu meiner Rechten und Bismarck zu meiner Linken. Ob nun aus Uebermuth oder irgend einem anderen Grunde, plötzlich erzählte Bismarck die jetzt bekannte Cigarrengeschichte aus Frankfurt a. M., wie der Präsidialgesandte sich auch allein das Vorrecht zugesprochen, in der Sitzung zu rauchen, bis er sich ebenfalls eine gute Cigarre hervorgeholt und den Herrn Präsidirenden um Feuer gebeten. Ein starrer Schreck fiel auf die Gesellschaft, und Graf Thun befand sich wirklich in unangenehmer Lage. Er war aber so liebenswürdig, die »berichtigende« Erklärung hinzuzufügen, dass bis zum Eintritt des preussischen Gesandten alle anderen Herren eben keine Raucher gewesen — und so lief der Zwischenfall glücklich ab.

Mir scheint, dass bei allem, was über Bismarck erzählt und geschrieben wird, seine grosse persönliche Liebenswürdigkeit nicht genug hervorgehoben wird. Er kann wirklich bezaubernd sein, und wenn auch ich im Laufe mancher Jahre solches zu erfahren Gelegenheit gehabt¹, so will ich doch lieber erzählen, wie er einer

¹ Ende Mai — ich glaube 1874 — wohnte ich einer Sitzung des Reichstags bei und benutzte eine Pause, um mit Graf Münster in dem grossen Vorraum vor dem Sitzungssaal auf- und abzugehen. Da trat auch Bismarck heraus, begrüsst mich mit seiner herzwinnenden Freundlichkeit und forderte mich auf, mit ihm zu frühstücken. Münster und ein anderes Mitglied der freiconservativen Partei gesellten sich auch dazu. Bismarck war sehr guter Laune, obzwar ihm schon mehrere Tage hinter einander die Fortschrittspartei unter Führung von Richter durch Auszählen des Hauses sehr unangenehm geworden war. Während des Plauderns erschien Delbrück in grosser Aufregung und meldete, das Haus wäre wieder ausgezählt worden und die Sitzung geschlossen. Bismarck nahm es äusserlich scheinbar ganz ruhig und sagte heiter: »Eigentlich müsste ich alle meine conservativen Freunde fordern lassen, die mich durch ihre Faulheit zwingen hier in Berlin zu bleiben und mich alle Tage zu ärgern. Aber nicht wahr, Baron,« wandte er sich zu mir, »es passt sich doch nicht, dass der deutsche Kanzler so ein Dutzend Duelle aufträgt.« Unterdessen hatte er seine Cotelette verzehrt und zog seinen Beutel, um zu bezahlen. Indem er ein Zehngroschen-

interessanten Persönlichkeit gegenüber diesen Zauber geübt hat. — Die Nichte des Kanzlers Nesselrode, Marie Kalergis, damals schon Frau v. Muchanow, brachte den Winter 1861/62 in Petersburg zu und wohnte bei ihrem geehrten Onkel, dem sie auch die Hausfrau vertrat. Sie war äusserst österreichisch gesinnt, ihre einzige Tochter war dort verheiratet; sie kannte die politische Meinung Bismarcks, sowie seine österreichische Antipathie. Es war ihr höchst unangenehm, bei einem grösseren Diner, das der Kanzler dem Bismarckschen Ehepaar gab, zu erscheinen und noch gar Bismarck den Arm zu geben. Sie hatte mich vor Tisch in ihre Wohnung kommen lassen und mich gebeten, ihr anderer Tischnachbar zu sein; sie werde mit mir als altem Freunde allein reden und hoffe, die *corvée*, so lange in Bismarcks Gesellschaft zu sein, würde ihr im Himmel angerechnet werden. Bismarck begann damit, mir einige verbindliche Worte über den Vorzug zu sagen, den ich hätte, ein älterer Freund unserer Nachbarin zu sein; er bemächtigte sich dann der Conversation, und das Resultat war, dass Frau v. Muchanow bald nur mit ihm sprach und ich während des ganzen Mittags nicht zehn Worte von ihr gehört habe. Als ich am Nachmittag darüber mit meiner Freundin scherzte, antwortete sie: *«Oui, certainement, je n'aurai jamais besoin de vous, si j'ai Bismarck pour voisin; il est charmant.»*

Ich weiss nicht, ob Bismarck mit grossem Bedauern Petersburg verliess; jedenfalls wurde in der Gesellschaft sein Ausscheiden sehr beklagt.

Mit besonderem Vergnügen habe ich unter den neu eingetretenen Diplomaten des portugiesischen Gesandten Grafen Moura zu gedenken. Leider war der Graf nicht Jagdfreund, besuchte vielmehr sehr häufig die verschiedenen Salons; so habe ich ihn nicht so oft gesehen, wie ich gewünscht. Er hatte die Gabe, sehr gut

stück hervorzog, das einen tiefen Einschnitt hatte, meinte er, ob das Geldstück wol angenommen würde? er habe gestern, als irgend ein Diplomat ihn furchtbar gelangweilt, mit einem grossen Papiermesser darauf losgeschnitten, bis er fortgegangen wäre. Indem er sich in scherzhafter Weise über die Langeweile nicht weniger diplomatischer Unterhaltungen aussprach, sagte der Schlesier aus der freiconservativen Partei: «Erlauben Ew. Durchlaucht, dass ich dieses Zehngroschenstück eintausche, ich zeige es bei der nächsten Wahl umher, und es bringt mir eine Menge Stimmen ein.» Unterdessen war eine ganze Menge Personen an den Kanzler herangetreten, in Aufregung über die Auszahlung. Sie muss ihm sehr unlieb gewesen sein, er blieb aber in seiner humoristisch-lebenswürdigen Stimmung, bis er aufstehend uns verabschiedete.

zu erzählen, und sein Humor wurde noch hervorgehoben durch die eigenthümliche Art, wie er das Französische, das er vortrefflich kannte, aussprach. Für einen Südländer war er sehr belesen und hatte allerlei geistige Interessen. Dabei legte er einen ausserordentlichen Fleiss im Visitenmachen an den Tag. Das war mir unerklärlich, und ich erlaubte mir einmal eine bezügliche scherzhafte Anfrage, auf die er erwiderte, er habe die Gewohnheit aus seiner Jugendzeit und zwar aus London herübergenommen. Lord Palmerston habe ihm einst auf die beiläufige Frage, was wol ein junger Mann ohne Geld und Verbindungen thun müsse, um in der Welt vorwärts zu kommen, geantwortet: «Machen Sie Visiten; eine zu viel nimmt niemand übel, eine versäumte Visite kann sehr nachtheilig sein.» Er habe dem Rathe des geistreichen, ihm wohlwollenden Staatsmanns Folge geleistet und sich dabei wohl befunden. Jedenfalls befand sich jeder wohl, dem er das Vergnügen machte ihn zu besuchen.

Wenn auch damals schon nicht mehr die Geselligkeit und Gastfreiheit so gross waren, wie ein Jahrzehnt vorher, so gab es doch noch eine Menge Häuser, die Bälle und Feste veranstalteten, aber auch einige kleine intime Kreise, in denen ausgezeichnete Frauen den Mittelpunkt bildeten. In mehreren derselben hatte um jene Zeit eine wahre Leidenschaft für das schon erwähnte Spiel «der Secretär» Platz gegriffen, und mit allen Mitteln suchte man die Personen bei sich zu sehen, die den Ruf erlangt, die besten Antworten zu geben. Ich nenne hier nur den Salon der Fürstin Menschikow und den der damaligen Gräfin Sievers. Nach der Abreise des Grafen Morny, der, wie ich glaube, den Anstoss dazu gegeben, waren der Fürst Gortschakow, Sherebzwow, Graf Moura durch ihr Geschick und ihren Eifer bei jenem Spiel bemerkenswerth. Die Fürstin Menschikow hat überall, wo sie ihren Wohnsitz gehabt, verstanden, interessante und angenehme Menschen um sich zu versammeln; sie selbst besass ein ausgesprochenes Talent zur Conversation im altfranzösischen Sinne und war durch ihren raschen Geist, ihr grosses Wohlwollen, sowie durch das Interesse, das sie an der Politik nahm, wol geeignet, ein Centrum zu bilden. Auch sie verfiel auf einige Jahre der Leidenschaft des «Secretärs».

Eine gar originelle und vortreffliche Hausfrau, die gleichfalls in hohem Grade das Talent der Conversation ausübte, war die Gräfin Sievers, geb. Gräfin Apraxin, später Gräfin Moura. Es wird mir schwer, diese liebenswürdige Frau zu charakterisiren, da

ich in so nahen Beziehungen zu ihr stehe; allein ich kann sie nicht mit Stillschweigen übergehen, da sie doch zu bemerkenswerth ist, um im Bilde, das ich zeichnen will, zu fehlen. Gräfin Moura verbindet mit ihrem so eigenthümlichen und gefälligen Geist eine so ausserordentliche Anspruchslosigkeit, dass ihre Unterhaltung stets neu und, ich möchte sagen, voll Ueberraschungen ist. Sie hat dem «Secretär» mit grosser Vorliebe sich hingegeben, und es circulirten damals eine Menge glücklicher Anekdoten, die ihren Ursprung kaum verleugneten. Ich habe mich nie für diese Art von Geistesgymnastik interessirt und habe nie daran Theil genommen. Die Geselligkeit gewann, als diese Passion vorüber ging.

Ich sagte bereits, dass im Winter 1861/62 Frau von Muchanow, unter dem Namen Maria Kalergis in ganz Europa bekannt, in Petersburg weilte, und so bin ich berechtigt, in diesen Erinnerungen auch ihr einen Platz einzuräumen.

Frau von Muchanow war die Tochter eines jüngeren Bruders des Kanzlers Nesselrode, der immer in Warschau seinen Wohnsitz gehabt und früh mit einer Dame aus polnischem Geschlecht sich verheiratet, bald aber seine Frau verloren hatte. Seine einzige Tochter Marie kam, noch beinahe ein Kind, in das Haus ihres Onkels und ist von der Gräfin Nesselrode erzogen. Hübsch, jedenfalls ihren beiden Cousinen an Schönheit und Talenten weit überlegen, spielte sie schon mit 16 Jahren unübertrefflich das Klavier. Die Tante suchte, wie man sagte, sie möglichst rasch zu vermählen, um sie zu entfernen. Sie warf daher ihr Auge auf einen sehr reichen jungen Griechen, dessen Vater in London etablirt und der, ich weiss nicht wie, nach Petersburg gerathen war. Er war ein fanatischer Musikliebhaber; es soll veranstaltet worden sein, dass er die junge Künstlerin oft spielen hörte, ohne dass sie darum wusste. Das junge noch nicht 17jährige Mädchen wurde, ehe sie es sich versah, mit dem leidenschaftlichen Griechen vermählt und ging mit ihm nach London. Nur kurze Zeit dauerte, wie es scheint unter allerlei Stürmen, diese Ehe zwischen der schönen ruhigen Frau und dem vulkanischen Südländer. Nach der Geburt eines Töchterchens wurde die Ehe getrennt, wobei Kalergis sich zur Zahlung einer hohen Leibrente verpflichten musste. Die Ehegatten haben sich nie wiedergesehen, aber Kalergis hat auch nie in die Scheidung gewilligt. Frau von Kalergis erschien ein Etablissement in Petersburg nicht gut möglich, so nahm sie ihren Wohnsitz in Paris. In den bewegtesten Jahren ihres Lebens, die

sie dort zugebracht, habe ich keine Beziehungen zu ihr gehabt. Sie bewegte sich in den verschiedensten Kreisen. In all diesen hatte sie nicht nur Freunde, Verehrer, Anbeter, sondern eben so grossen Erfolg bei den Damen. Sie begleitete mit Enthusiasmus die Triumphe ihrer Freunde in der Politik und auf der Rednerbühne und hat sich bis an ihren Tod die wärmsten Anhänger aus jener damals herrschenden orleanistischen Partei bewahrt. Sie hat sich aber auch zu jener Zeit unter Künstlern und Literaten hoher Anerkennung zu erfreuen gehabt. Es ist ja bekannt, dass Heine in einer Anwandlung von Unmuth sie in einem Gedicht als «den weissen Elephanten» bezeichnet, sowie dass er selbst ihr gar sehr huldigte. Alfred de Musset hat mehr als eine Strophe an sie gerichtet. Der ideale Paul de la Roche, so wie viele andere, haben sie bewundert und verherrlicht. Dass Berryer zu ihren Freunden gehörte, macht es nur um so merkwürdiger, dass Cavaignac zu ihren glühendsten Verehrern zählte. Als dieser seine grösste politische Rolle spielte, besuchte er täglich Marie Kalergis und warb leidenschaftlich um ihre Hand. Nachdem Louis Napoleon obgesiegt, das parlamentarische Leben zerstört war, Frau v. Kalergis persönlich verschiedene Kränkungen erlitten hatte, hat sie Paris als stehenden Aufenthalt aufgegeben und begründete sich ein festes Heim in Baden-Baden. Dieses fällt in die Mitte der fünfziger Jahre. Die «Mühle», so hiess das Haus, das sie erworben, war auch hier bald das gesuchteste Haus in Baden, der Zutritt jedoch nur wenigen gestattet. Auch hier hat es an Stürmen und Bewerbungen nicht gefehlt. Hier habe auch ich den Genuss gehabt, frühere ganz oberflächliche Beziehungen aufzunehmen, und mich der Freundschaft der ausgezeichneten Frau bis an ihr Lebensende zu erfreuen gehabt. Nachdem sie ihr Haus in Baden verkauft, ihre Tochter in Oesterreich verheiratet hatte, verbrachte sie die Winter meist in Wien, wol auch bald in Paris, bald in Petersburg; nach ihrer Vermählung mit Herrn v. Muchanow liess sie sich in Warschau nieder und bildete auch hier bald einen Mittelpunkt der Gesellschaft. Als ich im Jahre 1874, aus dem Orient heimkehrend, in Moskau die seit vielen Monaten unterbrochenen Beziehungen mit Verwandten und Freunden in einem Haufen von Briefen wieder erneuerte, fand ich die Trauernachricht ihres Todes.

Es ist ausserordentlich schwer, den Zauber, der in dieser Persönlichkeit lag, nur annähernd zu schildern. Ich habe absichtlich ihrer grossen musikalischen Virtuosität nur vorübergehend

erwähnt, um hier zusammenfassend zu sagen, dass doch die Musik ihre ganze Stellung beeinflusst hat und dass überall, wo sie war, die grössten musikalischen Kräfte, Talente, Genies sie aufsuchten und mit ihr Musik trieben, an ihrem wundervollen Spiel, an ihrer Hingabe an dasselbe und ihrer tiefen Kenntnisse in der Musik sich erfreuend. So gehörte in ihrer früheren pariser Zeit Chopin zu ihren Intimen, so haben Liszt und Rubinstein sie immer aufgesucht und ihr gehuldigt. So hat sie aber nebenbei von seinem ersten Auftreten an Wagner hochgestellt und hat bis zu ihrem Tode zu seinen lebhaftesten Bewunderern gehört. Das Bayreuther Unternehmen wäre Wagner vielleicht nicht ohne die Unterstützung einiger Frauen möglich geworden; zu diesen gehörte neben Frau von Schleinitz auch Frau v. Muchanow. Ihr Spiel war allerdings vielleicht das grösste Mittel zu ihrer aussergewöhnlichen Stellung, zu ihrem Einfluss in der Gesellschaft. Meiner Ansicht nach war es aber neben ihrer Schönheit vielmehr noch die Grazie, die Feinheit ihres Verstandes, nicht minder aber der absolute Mangel jedes neidischen oder überhaupt schlechten Charakterzuges. Sie war durch und durch gut und wohlwollend, sie vermied jedes Gespräch über Persönlichkeiten, von denen sie Böses hätte sagen müssen; konnte sie solchen nicht aus dem Wege gehen, so sagte sie wol: «Wollen wir, bitte, von dieser Person nicht sprechen, ich kann von ihr nichts Gutes sagen.» Was man *médiance* nennt, die Uebelrede über seine Mitmenschen und Freunde, gehässige Anekdoten, witzig und lebhaft vorgetragen, bilden nun aber doch in den meisten Cirkeln die Grundlage der Unterhaltung. Frau v. Kalergis-Muchanow bediente sich dieses Stoffes niemals, und dennoch war, sobald sie im Salon, sofort die lebhafteste Conversation im Gange. Die Lauterkeit und Gutmüthigkeit ihres Charakters, das Wohlwollen, das sie für alle Menschen hatte, bilden trotz ihres Geistes, ihrer Schönheit und Talente dennoch die Züge, die sie am meisten hervorheben und sie als eine Ausnahmeerscheinung zu bezeichnen uns berechtigt.

Ich möchte meine petersburger Erinnerungen nicht abschliessen, ohne einer Dame zu gedenken, die unfehlbar das erste Haus in der Residenz während des Decenniums, von dem ich hier gesprochen, gemacht und die das Talent dazu im höchsten Masse besass, ohne dabei das intime Gespräch in kleiner Coterie zu vernachlässigen. Dass dazu eine bedeutende Persönlichkeit erforderlich war, ist ersichtlich, und die Fürstin Helene Kotschubei ist augen-

blicklich Oberhofmeisterin der Kaiserin und steht ihrem Amt gewiss mit ganz ausserordentlichem Geschick vor; hat doch niemand eine solche Kenntniss der petersburger Gesellschaft, der Personen, Rechte und Berechtigungen und der Tradition. Ich habe nie ein besser und grossartiger geführtes Hauswesen gesehen, wo nie unharmonische und störende Elemente eintraten. Ich bin der Fürstin für ihre Güte und Freundschaft sehr verbunden und danke ihr zumal die Möglichkeit, die mir interessanten Personen zu sprechen. In einer grossen Stadt, in einer zahlreichen Gesellschaft ist letzteres immer nur unter besonders günstigen Bedingungen möglich.

Ich habe in Obigem versucht, die Personen und Zustände der petersburger Gesellschaft, wie sie mir vor zwanzig und mehr Jahren entgegengetreten sind, zu schildern und habe nur das aufgenommen, was ich meinem Gedächtnisse so eingeprägt, dass ein Irrthum ausgeschlossen scheint. Das Wenige, was ich von dieser Gesellschaft jetzt erfahre, beweist mir, dass sie eine ganz andere geworden ist. Immer mehr hat die Geschlossenheit der Gesellschaft aufgehört. Kleine Coterien, zu denen nur sehr wenige Personen gehören, und grosse Gesellschaften und Feste, zu denen alle gehören, die daran theilnehmen wollen und Geld haben, sind charakteristisch für heute. Das Geld ist die Bedingung, um die sich alles dreht. Wer Geld hat, der unterliegt keinem Ostracismus, er hätte gethan, was überhaupt möglich — so erzählt man mir. Ich selbst kann mit aller Gewissheit hervorheben, dass jene liebenswürdige kosmopolitische Gesellschaft, die ich geschildert, jetzt sich derart verändert hat, wie ich es vor zwanzig Jahren für unmöglich gehalten hätte.

October 1884.

*

*

*

Die Leser dieser anziehenden und demnach auch sehr gut aufgenommenen Memoiren werden dem Herausgeber nicht gram sein, dass er dem zusammenhängenden Werk noch einige Bruchstücke aus Aufzeichnungen des verewigten Verfassers anreicht, die sich in seinen Händen befinden. Den im Jahrgang 1881 der «Balt. Monatsschrift» mitgetheilten «Pariser Erinnerungen eines Balten» gehörte ursprünglich noch ein Abschnitt an, der bei der Veröffentlichung fortgelassen wurde, weil er, so interessant er war,

sich nicht in den einheitlichen Rahmen der Darstellung fügte, die sich nun einmal die Schilderung der die Opposition zum zweiten Empire bildenden Kreise zum Vorwurf genommen hatte. Es handelte sich in jenem Fragment vorzugsweise um den Englischen Klub in der Weltstadt an der Seine.

... In jener früheren Zeit (1857/58) fand ich dort mir ausserordentlich zusagende Persönlichkeiten. Vor allen nenne ich mit besonderem Vergnügen zwei Landsleute aus der baltischen Heimat: Herrn Cumming und Fürst Paul Lieven. Beide Herren waren auch meine Pathen gewesen, wie man zu sagen pflegt, d. h. sie hatten mich zum Mitglied im Klub vorgeschlagen, und der Stellung, die sie in demselben einnahmen, dankte ich meine Aufnahme. Cumming, ein Mitglied jener englischen Familie, die seit einem Jahrhundert und mehr in Riga heimisch geworden, war in Riga geboren und erzogen. Er hat aber früh Riga verlassen und sich in England allerlei Studien befüßt. Durch seine bedeutenden geistigen und Charaktereigenschaften wurde er bald ein gern gesehenes Mitglied der besten englischen Gesellschaft. Die grosse Umsicht und die Energie seines Charakters, die er in einer schwierigen Angelegenheit entwickelte, indem er einen hochgestellten Mann der englischen Aristokratie als falschen Spieler entlarvte, machten ihm einen Ruf, der lange nachklang. Ich habe ihn erst als älteren Mann kennen gelernt, der mit den liebenswürdigsten, wenn auch sehr englischen Formen und einer grossen Herzensgüte eine bedeutende Schärfe des Verstandes und umfangreiches Wissen verband. Er ging abends nie aus, und ein kleiner Kreis von Freunden kam dann oft zu ihm, wo es am Kamin die interessantesten Gespräche gab. Als ich das letzte Mal Cumming im Jahre 1876 in London sah, wohin er nach dem Kriege von 1870 übergesiedelt, hatte der mehr als achtzigjährige Mann alle seine Eigenschaften wohl erhalten, auch sein Interesse und seine Liebe zur ersten Heimat sich bewahrt.

Fast jeden Abend in Paris trat bei ihm zu kürzerer oder längerer Unterhaltung jener andere Balte ein, der aber wenig von seiner Heimat wusste. Fürst Paul Lieven, der älteste Sohn jener ausgezeichneten Frau, die während mehr als dreissig Jahren die bedeutendste politische Dame in der europäischen Gesellschaft gewesen, war ganz in England erzogen und hatte seine Jugend theils in Petersburg, theils als Mitglied der Gesandtschaften an

den europäischen Höfen zugebracht; zeitig hatte er seinen Abschied aus dem Staatsdienst genommen und wechselnd bald in London, bald in Paris gelebt. Ausgezeichnet in jeder Weise in seiner äusseren Erscheinung, hat Paul Lieven einen ausserordentlichen Zauber auf die Frauen geübt und sich der zahlreichsten Triumphe zu erfreuen gehabt. Auch im Kreise von Männern konnte er bestrickend sein, und selbst die Personen, die er mehr geisselte als liebte, vermochten nicht ihm gram zu werden. Er erzählte vorzüglich, mit viel Humor, und konnte man auch nicht sagen, dass dieser Humor ohne Stachel gewesen, so war dennoch nie etwas Boshafes bloss um des Boshafens wegen vorhanden und nur das Ironische seiner Auffassungsweise veranlasste jene scheinbare Härte. Feinerer Witz und liebenswürdigere Umgangsformen, bei jedem Mangel an Misgunst oder Neid, konnten nicht angetroffen werden, und dennoch habe ich mir immer gesagt, wie dieser bezaubernde Mensch so viel bedeutender hätte werden und erscheinen müssen, wenn er wirklich einen Beruf gehabt und nicht alles im Leben als bloss zum Scherz und Vergnügen bestimmt angesehen hätte.

Diese meine beiden ausgezeichneten Landsleute, in Finanzsachen wohl bewandert, die nie Geschäfte gemacht haben, sondern nur darauf bedacht waren, ein bedeutendes Capitalvermögen in sicherer, möglichst nutzbringender Weise anzubringen, sind dennoch bedeutenden Verlusten nicht entgangen. Ich erwähne dessen, um dem Gedanken Ausdruck zu geben, der in den letzten zwanzig Jahren mir so oft entgegengetreten ist, wie schwer es ist, ein grösseres Mobiliarvermögen so zu verwalten, dass keine Capitalverluste eintreten, wenn man sich nicht etwa mit den allerniedrigsten Zinssätzen einzelner Staatspapiere begnügen will. Cumming hatte einen Theil seines Vermögens bei einer Gesellschaft angelegt, die unter englischer Controlle durch ein bankartiges Institut die grossen Geldumsätze zwischen England und Südamerika vermittelte. Alle Vorsichtsmassregeln schienen genommen zu sein, da kam der Secessionskrieg und ausserordentlich grosse Summen wurden verloren. Interessanter ist noch der zweite Fall. Die älteste transatlantische Dampfschiffahrtsgesellschaft ist die Cunard-Society. Die Gesellschaft ist so trefflich verwaltet, dass sie nie ein Schiff verloren hat; immer beflissen, die neuesten Erfindungen anzuwenden, hat sie jeder Concurrenz getrotzt; die Actien wurden als die möglichst sichere Anlage angesehen, sie gaben auch keine zu hohen Procente. Die Cunardgesellschaft beförderte seit ihrer Gründung

die englische Post gegen eine feste Subvention vom Staate. Als Gladstone in den sechziger Jahren wieder Präsident des Schatzamtes war, brachte er eine Bill durch die beiden Häuser, die ihn ermächtigte, statt der bisher gewährten Pauschalsummen für die Beförderung der Post die Einzelbezahlung eines jeden Briefes oder Postpackens einzuführen; dieses ergab eine so grosse Ersparnis für den Staat und einen so grossen Ausfall für die Gesellschaft, dass Actien und Dividenden in bedeutendem Masse fielen. Da scheint der Grundbesitz in seinen verschiedenen Formen, wenn auch hier allerlei Schwierigkeiten eintreten, doch noch die sicherste Anlage.

Ein täglicher Besucher des Klubs, den ich auch sehr oft bei der kleinen Mittagstafel Cummings oder am Abend an dessen Kamin begegnete, war der Herzog von Richelieu, einer der originellsten Franzosen, die ich gekannt habe. Einer Seitenlinie des berühmten Cardinals entstammend, hatte er den grossen Namen und Titel zu führen und zu tragen, ohne den Besitz eines irgendwie entsprechenden Vermögens. Während es nun ziemlich charakteristisch für die Franzosen aller Stände ist, dass trotz grosser Sparsamkeit im Hause und im täglichen Leben sie gern reicher erscheinen, als sie wirklich sind, war solches bei Richelieu keineswegs der Fall. Er hatte nicht nur in dieser Hinsicht eine grosse Unabhängigkeit, sondern auch im allgemeinen eine den Franzosen ungewöhnliche Selbständigkeit der Gesinnung. Seiner Parteilichkeit nach war er Legitimist, aber auch hier war das immer nur die Grundlage zu einer ganz unabhängigen eigenthümlichen Beurtheilung der Verhältnisse. Seinem wirklich selbständigen Urtheil gesellte sich aber auch ein so starker Widerspruchsgeist, dass er eigentlich immer anderer Meinung war als die Person, mit der er sich unterhielt. Er galt für einen unangenehmen Gesellschafter, zumal bei den Franzosen, hatte aber die ergebensten Freunde und Freundinnen, denen auch er mit seltener Treue anhing, und scheute der scheinbar egoistische Mann kein Opfer in dringenden Fällen seine Anhänglichkeit zu bezeigen. Obzwar auch ich mich mit ihm meist in Widersprüchen begegnete, so habe ich doch seinen Umgang sehr geschätzt und mich immer daran erfreut, wie er, der oft anzugreifen schien, dennoch jeder Verleumdung energisch entgegetrat.

Für mich selbst würde es als eine Lücke erscheinen, wenn ich hier nicht mit wenigen Zügen einen der originellsten und entschieden amüsantesten Gesellschafter nenne, dem ich begegnet bin.

Bin ich doch oft in späterer Nachtstunde blos deshalb noch in den Klub eingetreten, um mich noch während eines halben Stündchens der unübertrefflichen Unterhaltung, des unwiderstehlichen Humors und Witzes des Marquis von Harford zu erfreuen.

Der Marquis Harford hatte als Chef der Familie Seymour die grossen Fideicommissgüter in England und Irland überkommen. Neben diesen umfangreichen und einträglichem, mit schönen Schlössern, Parks und Jagdgründen reichlich versehenen Gütern hatte er noch von seiner Grossmutter, der Herzogin von Manchester, ein schönes Haus in London mit allem Zubehör, sowie bedeutende Capitalien geerbt. Lord Harford war vor dem Tode seines Vaters Obrist in der englischen Armee, verliess jedoch sofort den Dienst, als er sich im Besitz jenes fürstlichen Vermögens sah, er hielt sich meist in Paris auf und eine zufällige Begegnung mit dem Fürsten Paul Lieven, der Tags darauf als Courier nach Petersburg gehen sollte, veranlasste den jungen Lord zu dem raschen Entschluss jenen zu begleiten, um den türkischen Feldzug 1828/29 mitzumachen, wie er denn auch im Gefolge des Kaisers gethan. Trotz seiner grossen Stellung in England, trotz der grossen Rechte und Pflichten, die ihm diese gaben, konnte der von der Gunst des Schicksals verwöhnte junge Mann, der seinen Gewohnheiten und Wünschen entsprechend leben wollte, nicht in England festen Fuss fassen. Die letzten zwanzig Jahre haben eine so grosse Veränderung in den englischen Sitten und Gewohnheiten hervorgebracht, dass man sich von den Lebensbedingungen vor funfzig oder nur dreissig Jahren kaum eine Vorstellung machen kann. Nicht nur das Leben in den Häusern und in der Gesellschaft war gar strengen und unerbittlichen Formen unterworfen (davon findet sich auch heute noch etwas vor), sondern auch das Privatleben des Einzelnen, die Lebensgewohnheiten im Klub und auf der Strasse waren unerbittlich beschränkt. Nirgend wurde eine Cigarre geduldet, und wer nicht dachte und glaubte, wie es hergebracht war, der verfiel dem Ostracismus der Gesellschaft. Das freieste Land war gewissermassen das allerunfreiester, und solches mag denn auch erklären und entschuldigen, dass damals Paris und ganz Frankreich von so vielen Engländern bewohnt wurde. Harford, der durch sein grosses Vermögen, durch die grosse Freiheit, in der er aufgewachsen war (sein Vater hatte meist in Italien gelebt), durch seine lobenswerthen wie seine bedenklichen Eigenschaften auf die grösstmögliche Willkür in der Selbstbestimmung hingewiesen war, fand sich blos in

Paris heimisch. Die Gunst des Schicksals warf ihm nun hier ein Kleinod in den Schoß, wie sich kaum ein zweites in der Welt finden dürfte: ein Theil des Bois de Boulogne, der nach der Plaine de Satory belegen, gehörte als Privatbesitz dem regierenden Zweige des Hauses Bourbon. Erst mehrere Jahre nach der Revolution entschloss sich die vertriebene Familie diesen köstlichen Besitz zu verkaufen. So erstand Marquis Harford «Bagatelle». Unweit der alten berühmten Allee von weissen Kastanien, die sogar während der Belagerung und der Commune verschont geblieben ist, befindet sich ein Gitter und ein Thorweg, der Bagatelle abtheilt und den Eingang zu ihm ermöglicht. Hier haben der Herzog von Bordeaux und seine Schwester in ihren Kinderjahren gespielt, hier Karl X. oft gewelt. Ein ziemlich schmuckloses, wenn auch stylvolles, nicht sehr grosses Gebäude hat Marquis Harford vorgefunden, nebst herrlichen Bäumen und dem schönen Blick auf den Mont Valérien und das Thal der Seine. Alles, was moderne Gartenkunst, der feinste Geschmack eines kunstliebenden Kenners als Schmuck dem Garten und Hause zuführen konnte, war auf diesem Stück Landes vereinigt und bot ein ganz unaussprechlich schönes Bild. Jedes Jahr, möchte ich sagen, hatte an der Vollendung dieses Bildes etwas hinzugethan. Die Kunstgärtner Belgiens hatten immer neue und schönere immergrüne Pflanzen geliefert, und was die französischen Gärtner an blühenden Pflanzen und Blumen zu bieten verstehen, hat jeder gesehen, der Paris in den letzten Jahrzehnten besucht. Als ich im Jahre 1867 zuletzt den schon sehr kranken und vielleidenden Besitzer aufsuchte, war ich durch die Fülle der Schönheit des sich mir anbietenden Bildes so überrascht, dass ich unwillkürlich stehen blieb, bevor ich an den kranken Freund herantrat. Harford ist 1870 gestorben, kurz vor der Belagerung von Paris; so hat er die Zerstörungen nicht gesehen, die auch Bagatelle vorübergehend erlitten, und er hat sich bis zuletzt der Schönheit desselben erfreuen können, wie sich seine Freunde bis zuletzt an dem ungebrochenen Geist und Humor des ausserordentlich viel leidenden Mannes erfreuten. Humor aber in einer so eigenthümlichen, mit der ganzen Person verwachsenen Art und Weise, unberechenbar wie sein ganzes Thun und Lassen, charakterisirte diesen bezaubernd lebenswürdigen Menschen. Selten erzählte er eine wirklich komische Geschichte, aber alles, was er sagte und erzählte, hatte in seiner Gruppierung und Nuancirung einen humoristisch-satyrischen Zug, der aber nie jemand

verletzte, auch nicht die Abwesenden, von denen eben erzählt wurde.

Harford war, wie bemerkt, im Besitz eines grossen Vermögens; dieses Vermögen hatte sich im Verlauf der Jahre zu einem ganz kolossalen gesteigert. Es ist oft von ihm gesagt worden, dass er gewissermassen geizig sei; ich habe solches nie gefunden. Er war nur der Gegenpart, möchte ich sagen, eines Verschwenders; er wollte nur immer seinen Zweck erreichen und an jede Sache, sei sie gross oder klein, nur gerade so viel wenden, um diesen Zweck zu erreichen. So hatte seine Kunstliebe in gewissem Masse keine Grenze. Wenn ein Bild oder ein anderer Gegenstand ihm absolut schön oder etwa zur Vervollständigung einer Sammlung wünschenswerth erschien, so war ihm kein Preis zu hoch. Alle Kunstliebhaber nicht nur, sondern alle Zeitungsleser wussten seiner Zeit, dass der Marquis Harford bei der Versteigerung der Bilder des verstorbenen Königs von Holland mehr als eine halbe Million Francs für ein Bild von Murillo geboten, auch mehr noch gezahlt hätte, wenn ihm nicht bedeutet worden wäre, dass die Verwaltung des Louvre das Bild um jeden Preis kaufen müsse, um die Sammlung zu vervollständigen. Diese Richtung seines Geistes, den Zweck zu erreichen und die Mittel zu ergreifen, die dazu nothwendig erschienen, dürfte der Schlüssel sein zu manchem Unerklärlichen im Leben und Charakter dieses Mannes; auch mir ist solches erst später verständlich geworden. Wenn er in seiner knappen Weise erzählte, so war es ein gewisser Gedanke, der als Endzweck der ganzen Erzählung herausgeschält werden konnte; vielleicht war deshalb gerade seine Unterhaltung so anziehend. Wenn Harford nun auch nicht ganz sich der gefährlichen und bösen Einflüsse eines zu grossen Vermögens zu entziehen wusste, so unterlag er ihnen doch vielleicht in geringstem Masse unter all den Personen, die ich in einer Stellung gesehen, welche durch deren Vermögen sogar über die Mehrzahl der meisten reichen Leute weit emporgehoben wurde. Masslose Ueberschätzung der eigenen Person oder des Werthes des Geldes, Verschwendung und unberechenbare Willkür haben nur gar zu oft das Leben solcher bevorzugten Menschen zu einer Caricatur gemacht. Harford war nur unberechenbar, und seine Ausschreitungen hielten doch immer Mass. Wol hatte er einmal einen Chek *au porteur* über eine Million Francs ausgestellt zu einem mysteriösen Zweck. Bekannt wurde solches bloß durch die Aengstlichkeit des Chefs des Hauses Rothschild, der den Marquis

überall suchte, um zu erfahren, ob der Chek wirklich von ihm ausgestellt sei. Böse von diesem dafür behandelt, muss doch bemerkt werden, dass vor etwa dreissig Jahren ein solcher Chek wirklich eine Abnormität vorstellte. Wenn Harford später im vertrautesten Kreise mit diesem Chek geneckt wurde, so meinte er bloß humoristisch, nur einmal könne man solches thun. — Hier mag noch Folgendes erzählt werden: In Paris lebte ein Capitän *on half pay*, wie man sagt, mit dem Harford im selben Regiment gestanden, mit dem er aber nicht gerade einen intimen Umgang pflegte. Dieser gebildete und treffliche Mann war durch eine thörichte Heirat, durch mehrere Kinder in die drückendste Lage gekommen. Da bot ihm Harford eines Tages an, auf seine grosse Besitzung in Norfolk mit Frau und Kindern überzusiedeln, und stellte ihm Haus und Hof, Garten und Park, Jagd- und Fischereigründe zur Verfügung. Ihm, Harford, würde das kaum eine Mehrausgabe veranlassen, da immer alles zu seiner Aufnahme bereit, Dienerschaft vorhanden sei &c.; der Capitän würde sein Gast sein und doch unumschränkter Herr. Er mache nur eine, aber unwiderrufliche Bedingung: der Capitän möge ihm nie schreiben, nie von dort etwas erzählen. Nach einigem Zögern nahm derselbe den Vorschlag an und zog nach Norfolk. Er hat dort mehrere Jahre gelebt. Da erschien es ihm als seine Pflicht, dem Marquis Schäden aufzudecken, die er in der Verwaltung beobachtet zu haben glaubte, und er schrieb dem Marquis. Vierzehn Tage darauf erschien der Bevollmächtigte von Harford und überbrachte ihm die Bitte des Besitzers, Haus und Hof zu räumen, indem ihm alle Bequemlichkeiten zum Abzug und zur Reise zur Verfügung gestellt wurden. Die beiden Herren haben sich nie mehr gesehen. — Auch darin war Harford nicht wie jene *richards* in Europa, die nach Millionen ihre Revenuen zählen; er verwaltete sein Vermögen selbst, wenn auch natürlich nur von oben herab und leistete gern seinen Freunden grössere und kleinere Dienste, pflegte auch seine Reichthümer nicht wie ein Heiligthum, an das niemand rühren durfte und erzählte in der liebenswürdigsten Weise, wie einer unserer gemeinsamen Freunde ihn um seine Theilnahme an scheinbar glänzenden Geschäften ersucht habe. Er spiele wol noch Karten mit ihm, erkundigte sich aber nie nach dem Schicksal der Korneichenwäldungen in Algier, damit er nicht zum dritten Mal ihm irgend welche Geschäfte vorschlage.

Als Chef des grossen Hauses Seymour, als einer der grössten

Grundbesitzer Englands, glaubte sich Harford in verhältnismässig noch jungen Jahren dazu berechtigt, die höchste Auszeichnung zu beanspruchen, die die Krone Englands einem Unterthan verleihen kann, den Hosenbandorden. Die Partei, zu der er gehörte, war gerade an der Regierung und wenn derselben auch viel daran lag, dass der Einfluss des Lord bei den nächsten Wahlen zu ihren Gunsten verwandt würde, so wurde ihm doch bemerkt, dass sein Wunsch nicht erfüllt werden könnte, da er zu wenig in England lebe, zu selten das Haus der Lords besuche und nichts Bedeutendes für das Land gethan habe. Harford ging nach England, war oft im Hause der Lords zu sehen, liess ein Haus in Pall Mall in London bauen, wo alle seine Kunstschatze aufgestellt werden sollten, beschäftigte Tausende von Arbeitern in Irland, um sumpfige Niederungen trocken zu legen und verwandte allen seinen Einfluss und alle seine Mittel bei der nächsten Parlamentswahl. Er erhielt den ersten vacanten *garter* (Knieband). Harford ging wieder nach Paris zurück. Das Haus in Pall Mall blieb unvollendet. In Irland wurden die grossen Arbeiten kaum weiter gefördert; er hatte ja seinen Zweck erreicht.

Auch sein Testament hat alle seine Verwandte und Freunde überrascht. Ich habe ihn die letzten Jahre über nicht gesehen, und so kann ich keinen Aufschluss dafür finden, dass er seinem Rechtsnachfolger als Haupt der Familie Seymour nur das hinterlassen, was er ihm nicht entziehen konnte. Wir hatten öfter über den Werth von Stiftungen für die Familie &c. geredet und er mir einmal, als ich auf seinen Wunsch seine herrlichen Sammlungen in London besehen hatte (sie waren gewöhnlich unzugänglich), gesagt, dass er dafür Sorge trage, dass jedes Stück, das dahin komme, zum Fideicommiss eingetragen würde; und was waren das für Schätze in Manchester-house! Schönere Niederländer habe ich nirgend gesehen. Eine ausserordentlich grosse Zahl von englischen Portraits, zumal von Kneller, schöne Kunstsachen aus dem Cinquecento und die ausserordentlichste Sammlung von Sèvres-Gruppen, die mir überhaupt vorgekommen. Bevor ich Manchester-house besucht, habe ich nicht gewusst, dass Sèvres so vollendete Kunstwerke in so grosser Zahl geschaffen hat. Alle diese Schätze sind aber nicht dem jetzigen Marquis Harford zugefallen, einem ziemlich entfernten Anverwandten des Verstorbenen. Während der Belagerung von Paris und nach dieser haben alle Zeitungen berichtet, in welch grossartigem Massstabe ein Herr Wallace die Armen

und Nothdürftigen in Paris unterstützt habe; das grosse Vermögen, das er vom Marquis geerbt hat, gab ihm dazu die Möglichkeit. Ein natürlicher Sohn von Harford, hatte er in früheren Jahren nicht so zu Harford gestanden, dass die Freunde desselben glauben konnten, dass alle die unermesslichen Reichthümer ihm zufallen würden. Wallace ist Besitzer von Bagatelle, Besitzer der zahlreichen Häuser auf dem Boulevard, der ungezählten Millionen, Besitzer von Manchester-house und derjenigen liegenden Gründe in England, deren Zugehörigkeit zum Fideicommiss nicht nachgewiesen werden konnte.

Die liebenswürdige Aufmerksamkeit, die Harford für seine Freunde haben konnte, hat er auch mir bewiesen. Ich hatte im Klub geäussert, dass ich gern nach England hinüber wollte, um die Antrittsrede Lord Derbys zu hören¹, wenn ich nur sicher wäre, einen Platz im Oberhause zu erhalten, was wol kaum möglich. Harford hatte das im Klub gehört, sofort nach London telegraphirt und sein Recht, von dem er sonst keinen Gebrauch machte, auf zwei Sitze im Oberhause geltend gemacht. Ich erhielt am Morgen früh ein freundschaftliches Billet von ihm mit der einliegenden Depesche, die mir jene Sitze zusicherte. Ich habe dann auch einer interessanten Versammlung beigewohnt, deren leitender Gedanke der Widerwille war, von einem fremden Souverän, und gar einem Napoleon, Einmischung in fremde Angelegenheiten zu erdulden.



¹ Lord Derby hatte ein Ministerium gebildet, nachdem Lord Palmerston wegen einer Fremdenbill, die er in Veranlassung der Orsiniaffaire in Paris eingebracht hatte, in der Minorität geblieben war.